1,70 DM / Band 330
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Teil 1 des Shimada-Mythos

Die lebende Legende

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Die lebende Legende

John Sinclair Nr. 330

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 30.10.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die lebende Legende

Es war Nacht, und wir saßen am Strand. Helen, meine Freundin, hatte einen Picknickkorb mitgebracht. Sie öffnete ihn erst, nachdem wir schon zusammen geschwommen waren. Ich war nackt. Helen trug einen Badeanzug, was mich störte und gleichzeitig reizte. Ich mochte Helen, denn sie war so anders als die anderen Frauen, die ich kennengelernt hatte. Immer wieder mußte ich sie anschauen, auch in dieser Nacht am Strand. »Du bist so schön«, sagte ich zu ihr. Da mußte sie lachen.

Ich kannte schon die Bewegung, wenn sie lachte und den Kopf schnell zurücklegte. Das blonde Haar warf dann Wellen wie das Meer, und in den Augen schienen zahlreiche Fünkchen zu tanzen…

»Warum sagst du das immer, Yakup?«

»Weil es stimmt.«

»Aber es gibt doch andere Frauen. Du hast sicherlich viele davon kennengelernt auf der Uni.«

»Sie waren nicht so wie du, Helen. Du bist anders.« Ich ließ mich in den Sand fallen und legte meine Hand auf ihre nackte Schulter.

Helen besaß eine wunderschöne Haut. So sanft, so warm. Als ich Helen streichelte, bemerkte ich, daß sie erstarrte und gleichzeitig erschauderte.

Es schien ihr zu gefallen, in dieser lauen Nacht am Strand zu sitzen und auf das Meer zu schauen. Meine Gedanken wanderten ab, obwohl sie sich mit Helen beschäftigten. Noch nie war es mir gelungen, mit Helen zu schlafen. Das sollte sich ändern, das mußte sich ändern. Vielleicht in dieser Nacht. Ich beugte den Kopf so weit nach vorn, daß die Lippen ihren Hals berührten.

»Nicht«, flüsterte sie.

»Doch«, erwiderte ich.

»Nein, bitte.« Sie drehte sich zur Seite und schaute mich an.

Ich lag im Sand und hatte nur meinen Oberkörper hochgestützt.

Unsere Blicke trafen sich.

In ihren Augen sah ich das Verlangen, es endlich zu tun. Gleichzeitig auch die Scheu, und ich wußte genau, daß Helen in diesen Minuten noch nicht soweit war. Sie brauchte etwas Zeit. Die wollte ich ihr geben.

Bei ihr war es anders als bei den Mädchen, die ich zuvor gehabt hatte.

Helen liebte ich. Die anderen waren nur mehr ein nettes Abenteuer gewesen. Man traf sich, fand sich sympathisch, schlief miteinander und trennte sich wieder mit einem lockeren Lächeln und dem Wunsch, noch einen guten Tag zu haben. Eben typisch amerikanisch.

Nicht bei ihr.

Helen kam aus sehr kleinen Verhältnissen. Ich hatte sie in einem Schuhgeschäft kennengelernt, wo sie im Lager arbeitete. Ich studierte und hatte ebenfalls im Lager einen Aushilfsjob bekommen. Es dauerte lange, bis wir zueinander fanden und Helen Vertrauen faßte. Danach waren wir unzertrennlich, und ich hatte mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, sie zu heiraten.

Ein Mädchen, das ein schweres Schicksal hinter sich hatte. Sie war Vollwaise und hatte sich durchs Leben schlagen müssen, was nicht immer einfach gewesen war. Zahlreiche Enttäuschungen lagen hinter ihr, ich wollte sie nicht auch noch enttäuschen.

»Es ist schon gut, Schatz«, sagte ich weich und streichelte ihre Wange, bevor ich aufstand.

»Sollen wir jetzt essen?« fragte sie.

»Gern.« Ich lief dorthin, wo meine Kleidung im Sand lag. Hose, Hemd und Turnschuhe streifte ich hastig über.

Dabei fiel mein Blick auf das Meer. Es bildete eine unendliche Fläche.

Sie lag nicht still, sie bewegte sich, bildete Wellen, die Schaumhauben trugen und im Licht des Mondes geheimnisvoll schimmerten, als würden sie eine Botschaft aus irgendeiner fremden Welt zu uns an den Strand herantragen.

Wenn ich schräg nach rechts schaute, sah ich eine Lichterkette in der Luft schweben. Sie erinnerte mich an eine leuchtende Perlenschnur. Das war die berühmte Golden Gate Bridge, die von der Ferne zu uns herübergrüßte.

Ein wunderschöner Anblick. Die Brücke vereinigte sich mit der majestätischen Ruhe der Nacht.

Ein paar Schritte vor mir liefen die Wellen aus. Wie kleine Zungen leckten sie über den Sand, um sich zu verlaufen oder zu versickern.

Dazu der Mond am dunkelblauen Himmel, das leise Rauschen – eine Nacht für Verliebte, die einfach mit einem Ziel enden mußte, das nahm ich mir vor. Helen rief mich. »Kommst du, Yakup?«

»Gern.«

Ich freute mich auf das Essen. Helen konnte fantastisch kochen.

Man konnte sie als perfekt bezeichnen. Was sie in die Hand nahm, das klappte. Ich schlenderte näher. Meine Augen »aßen« bereits, als ich die Blicke über die Decke gleiten ließ, auf der Helen all die Köstlichkeiten ausgebreitet hatte.

Geflügel, Fleisch, Brot, Käse, Obst und Säfte. Davon hätte man eine Familie ernähren können. Für zwei Personen war das zuviel.

Ich schaute Helen an, als ich mich in den vom Tage noch warmen Sand fallen ließ.

»Das soll ich alles essen?«

»Warum nicht?«

»Aber das ist zu viel.«

»Nach dem Schwimmen mußt du doch hungrig sein.«

»So schlimm ist es auch nicht. Wirklich, ich meine, eine Kleinigkeit hätte gereicht. Außerdem muß ich in Form bleiben.«

»Auch ein Karatekämpfer darf hin und wieder mal sündigen.«

Ich lächelte. »Das würde ich gern tun. Aber mit dir.«

»Erst mußt du dich stärken.«

»Heißt das vielleicht, daß wir anschließend…?«

»Vielleicht.«

Ich griff zum Brot und brach es. Das kalte Schweinefleisch schmeckte wunderbar. Auch die Hähnchenschenkel mundeten mir.

Wir aßen, sprachen, lachten, tranken die Säfte und waren glücklich.

Niemand von uns ahnte, wie schlimm, grausam und schrecklich die Nacht noch werden sollte. Das Grauen näherte sich bereits, nur

merkten wir nichts davon.

Wir schafften nicht alles. Es war einfach unmöglich. Helen mußte ein Drittel wieder einpacken. Danach lagen wir nebeneinander und schauten in den Himmel.

Ich war regelrecht ermattet, neben mir hörte ich Helens Atemzüge, die sehr regelmäßig gingen, als würde sie schlafen.

Ich faßte nach ihrer Hand. Kaum spürte sie die Berührung, als sie fester zugriff. Für mich ein Beweis, daß sie nicht schlief. Unsere Hände lagen ineinander. Beide rührten wir uns nicht. Niemand sprach ein Wort. Wir brauchten auch nicht zu reden, da wir beide wußten, was wir wollten. Es stand unausgesprochen zwischen uns.

Ich hatte Helen Zeit gegeben, wollte sie nicht drängen und tat es auch jetzt nicht. Wenn sie etwas von mir wollte, sollte sie mir ein Zeichen geben, einen Anstupser.

Das tat sie.

Ich spürte den Druck ihrer Hand. Er war wesentlich härter geworden, als zuvor. Auch merkte ich, daß ihre schmalen Finger zitterten. Dann hörte ich ein schluchzendes Geräusch.

Helen weinte.

Ich war ein wenig verstört, das mußte ich zugeben, blieb noch starr liegen und schaute erst dann auf die neben mir liegende Helen.

Sie weinte fast lautlos. Auf ihrer Wange sah ich einen nassen Streifen, der sich erst am Hals verlief.

»Was hast du?« fragte ich sie. »Habe ich etwas falsch gemacht?«

»Nein, du nicht.«

»Sondern?«

»Ich habe Angst. Eine furchtbare Angst…«

Ich lachte, obwohl ich es gar nicht wollte, und setzte sofort eine Erklärung hinterher. »Du brauchst doch keine Angst zu haben, meine Liebe. Jede Frau hat das einmal durchgemacht. Du wirst sehen, wie schön es sein kann…«

»Das meine ich nicht, Yakup.«

»Wovor hast du denn Angst?«

»Ich kann es dir genau sagen. Oder wieder nicht genau. Ich habe das Gefühl, daß noch etwas passieren wird. Etwas Schreckliches, nicht Faßbares. Glaub es mir!«

»Was ist es denn?«

»Das weiß ich nicht.«

Ich lachte. »Du brauchst keine Angst zu haben. Ich bin bei dir. Ich werde sie alle abwehren, die dir etwas tun wollen…«

Helen lachte. »Du bist lieb«, antwortete sie, rollte sich herum und lag plötzlich auf mir.

Ich merkte den Druck ihres Körpers, sah ihr Gesicht dicht vor dem meinen und spürte ihre Hände an meinen Wangen. Sie weinte und

sagte:
»Bitte, Yakup, tu es jetzt. Ich bitte dich, mach es! Ich möchte noch einmal richtig leben, bevor ich…« Ihre Stimme versiegte in einem schluchzenden Geräusch.
Mir rann es kalt über den Rücken. Solche Worte hatte ich von ihr noch nie gehört. Das war grauenhaft, sie machte mir Angst, dennoch versuchte ich zu lachen.
»Helen, was ist los mit dir? So kenne ich dich nicht.«
»Tu es, Yakup, bitte. Bevor es zu spät ist. Ich weiß, es ist die letzte Nacht für uns beide. Wir können dem Grauen nicht entgehen, auch wenn wir fliehen, schaffen wir es nicht. Bitte…«
Ihre Forderung war so heftig, daß sie mich damit überraschte. Ich wußte nicht, wie ich reagieren sollte. Sicher, ich hatte mich lange danach gesehnt, Helen zur Frau zu machen. Zu meiner Frau, denn ich wollte mich nicht mehr von ihr trennen. Aber auf diese Art und Weise?
So heftig, so überzogen, so abrupt, wie sie plötzlich reagierte?
Nein, das verstand ich nicht. Ich konnte auch mit ihren Worten nichts anfangen. Sie hatte von einem Grauen gesprochen, das auf uns zukommen würde.
Was meinte sie damit?
Erst mußte ich das klären, bevor wir weiterredeten. Ich faßte ihre Arme in Höhe der Ellbogen und stemmte sie von mir. Enttäuscht sah ihr Gesicht aus.
»Willst du mich nicht mehr?«
Ich schaute sie an, als sie vor mir saß. Helen hatte sich eine Jacke über den Oberkörper gestreift. Ihr Gesicht war noch immer von den Tränenspuren gezeichnet. Sie wirkte so ungemein hilflos. Ich konnte nicht anders und mußte einen Arm um sie legen.
»Bitte, Helen, sag mir, was los ist. Ich möchte es wissen.«
Helen legte ihren Kopf an meine Schulter. »Ich kann es nicht, Yakup. Wirklich nicht.«
»Du hast von einer Gefahr gesprochen. Von dem Grauen, das auf uns lauern soll…«
»Ja, es wird kommen.«
»Aber…«
Sie reagierte schnell und ließ mich nicht zu Ende sprechen. Statt dessen legte sie mir einen Finger auf die Lippen. Dann bewegte sie die Arme und zog mich an sich.
Es war eine wilde, eine sehr heftige Bewegung. In ihr lag alles, was sie spürte. Angst, Trauer, Flehen, eine regelrechte Sucht nach Leben.
Der Hunger einer Frau, die endlich…
Ich dachte nicht mehr weiter. Unsere Lippen trafen sich. Es war ein schon schmerzhafter Druck, den ich spürte. Er raubte mir den Atem.

Ich spürte ihren Körper und ließ mich nach hinten sinken.

Während wir fielen, lösten sich ihre Lippen. »Komm!« flüsterte sie. »Komm endlich. Ich bitte dich…«

Ich tat es und vergaß die Welt. Ihre Hände waren plötzlich überall.

Wir rollten durch den Sand. Ich hörte sie Worte sprechen, es war ein Stammeln, mehr nicht. Manchmal stöhnte sie auch auf, dann keuchte sie plötzlich, und ihr Körper schien auf einmal zu explodieren.

Es war ein Gefühl, das ich nicht beschreiben konnte. Wir waren der Mittelpunkt des Weltalls und wurden hinweggetragen in unbekannte Dimensionen.

Ein anderes Licht hielt uns umfangen. Es war der große Schleier, und ich holte gierig Luft, als wir uns voneinander lösten und stumm liegenblieben.

Nur allmählich beruhigte sich unser Atem, Wir schauten hoch zum Himmel, sahen die zahlreichen Sterne und spürten den Wind, der über unsere erhitzten Körper strich.

Das Rauschen der Wellen nahmen wir doppelt so intensiv auf. Wir beide fühlten uns als ein Stück Natur.

Abrupt wurde die Stimmung zerstört. Helen sprang auf.

»Was hast du?« fragte ich erschreckt.

Helen gab keine Antwort. Sie lief die paar Schritte zu ihren Kleidern.

Ich schaute ihr nach. Helen hatte eine wunderschöne Figur. Mir kam sie vor wie eine blonde Göttin, als das Mondlicht auf sie fiel und ihren nackten Körper streichelte.

Überhastet zog sie sich an.

Ich war ebenfalls aufgestanden und schaute zu ihr. »Was ist denn los?« rief ich. »Weshalb tust du das?«

»Frag nicht, Yakup. Zieh dich auch an und komm.«

»Ich finde es…«

»Bitte!« Ihre Stimme klang drängend. Sie schaute an mir vorbei, und ich merkte, daß es ihr ernst war. Auch ich zog mich an.

Vielleicht hätte ich doch noch länger warten sollen. Die Gedanken kamen automatisch.

Sie waren sehr vorwurfsvoll, aber daran war nun nichts mehr zu ändern.

Wir gehörten zusammen.

Noch immer stand sie starr. Mich nahm Helen überhaupt nicht zur Kenntnis, sie sah nur die Wellen. Das Meer war plötzlich so interessant geworden.

»Was hast du denn?« wollte ich von ihr wissen.

»Sieh selbst«, sagte sie flüsternd.

Das tat ich auch, drehte mich um und lenkte meinen Blick in die westliche Richtung, wo der Pazifik lag.

Die Wellen rollten seit ewigen Zeiten heran. Auch jetzt hatte sich

nichts daran geändert, bis auf eine Kleinigkeit.
Es war das seltsame Licht, das mich störte!
Hatte man das Mondlicht als blaß und fahl bezeichnen können, so stammte das Licht, das nun über den Wellen schwebte, nicht vom Mond. Es mußte eine andere Ursache haben.
Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, bis ich erkannte, daß dieses Licht tatsächlich einen blauen Schein besaß.
Es war so wunderbar und gleichzeitig geheimnisvoll. Es zog mich an und stieß mich auch ab, weil ich keine Erklärung für dieses Phänomen wußte. Sanft schwebte es über dem dunklen Wasser.
Automatisch wurde ich an einen Film erinnert. Die unheimliche Begegnung der Dritten Art. Da war ebenfalls diese Art von Licht erschienen und hatte folgenschwere Ereignisse angekündigt.
Helen atmete neben mir schwer. Sie faßte nach meinem Arm. Ich spürte ihre Fingernägel. »Das ist«, flüsterte sie, »das ist genau das, vor dem ich so eine Angst hatte.«
»Weshalb denn?«
»Yakup! Dieses Licht birgt eine Botschaft.«
»Und welche?«
»Ich kenne sie nicht genau. Dennoch weiß ich, daß sie gefährlich ist. Sogar sehr gefährlich. Mir kommt es vor, als würde es reden. Von anderen Wesen und Gestalten, die irgendwo lauern und sich darauf vorbereiten zuzuschlagen.«
Ich nickte, ohne die Worte richtig verstanden zu haben. Ich war fasziniert. Das Licht auf den Wellen machte mich an. Nicht allein seine Anwesenheit, es war etwas anderes.
Ich sah nicht, woher es gekommen war. In irgendeiner Tiefe schien es gelauert zu haben, war dann hochgestiegen und zeigte sich nun über dem Wasser schwebend.
»Komm endlich!« drängte das Mädchen. »Willst du dich noch stärker in Gefahr begeben?«
»Ich sehe keine Gefahren.«
»Noch ist es Zeit, Yakup. Bitte…«
Ich hörte nicht auf ihr Flehen. Vielleicht hatte das Licht auch schon erreicht, was es wollte. Mich ebenfalls eingefangen, umhüllt und umschmeichelt. Möglich war alles.
Ungefähr dort, wo sich auch das Zentrum des blauen Lichtes befand, entstanden Wellen.
Es waren keine, die gegen das Ufer liefen, sondern da, wo sie auch entstanden waren, blieben. Sie liefen auf der Stelle, als hätte jemand einen Stein in das Wasser geworfen, der diese Wellen erzeugte, sie aber auf dem Fleck konzentrierte.
»Da kommt bald etwas aus dem Wasser!« flüsterte ich. »Ich glaube fest daran, daß…«

Ich verstummte. Auch meine Freundin sagte nichts, denn ich hatte mit meiner Vermutung ins Schwarze getroffen.

Aus der Tiefe stieg tatsächlich jemand.

Genau dort, wo sich der blaue Schein befand, kam er hervor. Eine riesenhafte Gestalt, die einen großen Schatten warf.

Das Wasser rann hell perlend an ihrem Körper herab. Die Gestalt wurde größer und größer. Sie schwebte auf dem Wasser, blieb stehen und schaute starr nach vorn.

Wir beide sahen den Blick auf uns gerichtet.

»Wer ist das?« hauchte ich.

Da schüttelte Helen den Kopf und nickte gleichzeitig. »Das ist… das ist Shimada! Man nennt ihn auch die lebende Legende …«

***

Yakup schluchzte auf, als er diesen Satz gesagt hatte. Er preßte beide Hände vor sein Gesicht und senkte den Kopf. In meinem Sessel wirkte er irgendwie klein und verloren. Ohne den Kopf zwischen seinen Händen wegzunehmen, schüttelte er den Kopf.

Suko und ich ließen den jungen Mann in Ruhe. Wir wußten, daß ein schweres Schicksal hinter ihm lag, deshalb wollten wir ihm Zeit geben, bevor er seinen Bericht fortsetzte.

Wir saßen in meiner Wohnung zusammen und redeten mit unserem neuen Freund Yakup Yalcinkaya. Er hatte uns das Leben gerettet. Wie aus dem Nichts war er erschienen und in unser Leben getreten. Noch konnten wir nicht viel mit ihm anfangen. Als wir ihn fragten, welche Ideen oder Intensionen ihn geleitet hatten, sich auf unsere Fersen zu setzen, hatte er nur den Namen Shimada genannt.

Und der alarmierte uns natürlich auch. Shimada war ein Alptraum für uns, dem wir nicht entkommen konnten. Shimada steckte im Hintergrund, seine Spur hatten wir vor langer Zeit verloren, nun zeichneten sich neue, unheimliche Dinge ab, mit denen wir eigentlich schon lange gerechnet hatten.

Die neue Spur hieß Yakup Yalcinkaya. Er hatte uns das Stichwort geliefert, er schien mehr über ihn zu wissen, und er war der Mensch, der Shimada haßte, das hatten wir mittlerweile herausgefunden.

Die Erinnerung hatte ihn überwältigt. Noch saß er da, hielt den Kopf in seinen Händen verborgen und atmete einige Male tief durch. Wir hüteten uns, ihn anzusprechen. Er brauchte seine Ruhe und mußte sich zunächst wieder sammeln.

Nach einer Weile schaute er auf. Sein Lächeln fiel knapp aus. Es war auch unecht.

»Kann ich etwas Wasser haben, bitte?« fragte er mit leiser Stimme und ausgesuchter Höflichkeit.

»Gern.« Ich stand auf, ging in die Küche und füllte ein Glas mit

klarem Sprudel.

Als ich wieder in den Wohnraum zurückkehrte, saß Yakup dort wie eine Statue. Er nahm das Glas dankbar nickend entgegen und trank in vorsichtigen Schlucken. Wir schauten ihn dabei an. Sein Gesicht war blaß geworden. Auf der Haut konnten wir die sommerliche Bräune nur mehr ahnen. Yakup war Türke. Um seine Herkunft lag ein Geheimnis, das er auch nach unseren vorsichtigen Fragen nicht gelüftet hatte.

Bestimmt würde er das noch tun, das mußte eben die Zeit ergeben.

Als er das Glas geleert hatte, lächelte er abermals und nickte uns zu.

»Wenn ich euch mit meinen Erzählungen langweile, dann sagt es bitte. Ich höre auf und gehe.«

»Um Himmels willen«, erklärte ich. »Nie. Wir sind sehr interessiert. Besonders deshalb, weil der Name Shimada fiel.«

Yakup nickte. »Ja«, bestätigte er. »Das ist schlimm. Es ist sogar sehr schlimm geworden. Ich kann Shimada nicht begreifen, ich kann ihn nicht verstehen. Er ist eine grausame Figur in einem höllischen Spiel, und er erscheint mir fast unbesiegbar.«

»Was hat er denn getan?« fragte Suko.

»Wie meinst du das?«

»Er ist bestimmt nicht im Wasser geblieben?«

Yakup lachte. »Darauf kannst du dich verlassen. Er wollte an das Ufer. Deshalb ist er schließlich gekommen.«

»Und was hatte er für einen Grund?«

Yakup gab die Antwort flüsternd. »Einen fürchterlichen, einen grauenhaften. Helen hatte recht gehabt. Ich hätte ihr glauben sollen, aber ich war von meiner eigenen Stärke so überzeugt, daß ich ihre Warnung übergangen hatte. Das rächte sich.« Er schaute in die Ferne, schien durch uns und die Wände zu blicken, bevor er mit seinem plastischen, abenteuerlichen und auch grauenvollen Bericht begann…

***

Aus den Erzählungen des Yakup Yalcinkaya Wir standen da und starrten ihm entgegen. Zwar schwebte er noch auf dem Wasser, dennoch waren wir beide sicher, daß er die Fluten verlassen und an Land kommen würde.

Viel sahen wir nicht von ihm. Nur seine Augen fielen auf. Sie strahlten in einem sehr intensiven Blau. Für mich waren es regelrechte Mordaugen. Obwohl ich kein ängstlicher Mensch bin, bekam ich Angst vor diesem Blick, der mich sogar auf die Entfernung hin schaudern ließ.

Meine weisen Lehrherren hatten mir beigebracht zu kämpfen und niemals aufzugeben. Das wollte ich auch bei Shimada. Wenn er kam, würde ich ihm gegenüberstehen.

Dagegen hatte Helen etwas. Sie flehte mich an, endlich die Flucht zu ergreifen.

Starr schüttelte ich den Kopf. »Nein, ich werde und ich muß einfach bleiben.«

»Und dann?«

»Zerstöre ich ihn.«

»Ist das dein letztes Wort?«

»Natürlich Helen. Du kannst zur Maschine laufen. Ich komme nach. Du weißt ja, daß die Honda an der Baumgruppe hinter den Hügeln steht.«

Helen nickte nur. Noch einmal schaute ich sie an. Noch nie in meinem Leben habe ich einen so verzweifelten Menschen gesehen.

Sie drückte meine Hand. Es kam mir vor wie ein Abschied. Dann flüsterte sie Worte, die nur schwach an meine Ohren drangen. »Ich liebe dich, Yakup…«

Kaum hatte sie den Satz ausgesprochen, als sie mich losließ, kehrtmachte und weglief.

Helen rannte durch den feinen Sand. Ihre schlendernden Füße stäubten ihn in die Höhe. Er hüllte sie ein. Ich schaute ihr nach und spürte das Verlangen, ebenfalls in die Dünen hineinzurennen und Helen zu folgen.

Ich ließ es bleiben.

Shimada war wichtiger.

Er stand noch im oder auf dem Wasser. Die Wellen umspielten ihn.

Wenn sie gegen ihn liefen, umringten sie ihn mit weißen, schaumigen Kränzen. Für ihn schien das Wasser überhaupt nicht zu existieren. Er ging einfach weiter, als wäre kein Widerstand vorhanden.

Immer höher wuchs er aus den Fluten. Ich strengte mich an, sein Gesicht zu erkennen. Es klappte nicht. Shimada trug einen Gesichtsschutz, der Ähnlichkeit mit einer Maske besaß. Als er sich Schritt für Schritt dem Ufer näherte, verspürte auch ich seine Aura.

Sie war feindlich. Ich nahm sie auf, als bestünden meine Nerven aus kleinen Sensoren.

Gewalt, einen Hauch von Tod und Vernichtung strahlte er ab.

Auch mich ließ dies nicht unberührt, und ich spürte ein seltsames Kribbeln auf meinem Körper. Es ließ die nahende Gefahr ahnen. Der Schrecken war existent. Das bewies Shimada.

Ich schaute zurück.

Helen war zu sehen. Ein etwas dunklerer Punkt auf dem vom Mondlicht übergossenen Strand. Sie mußte den Dünenkamm bald erreicht haben. Danach hatte sie es nicht mehr weit bis zu unserem Fahrzeug.

Ich konzentrierte mich wieder auf Shimada.

Er verließ das Wasser wie ein König. Seine Schritte wirkten genau abgezirkelt. Nichts konnte ihn stören oder aufhalten. Er war der King, und so benahm er sich auch.

Schritt für Schritt kam er herbei. Dabei schäumte die Flut um seine Knie. Noch immer warf sie helle Streifen. Ich hörte das Rauschen der Brandung kaum noch. Er allein war wichtig, und ich fragte mich, ob er mich auch töten würde.

Ich schluckte einige Male. Automatisch hatte ich eine Kampfhaltung eingenommen. Da Shimada keine Anstalten machte, mir auszuweichen, mußte es zu einem Zusammentreffen zwischen uns kommen.

Ich dachte daran, welche Regeln mir meine Lehrer mit auf den Weg gegeben hatten. Eine davon lautete: Verliere nie die Beherrschung, sonst wird dein Gegner leichtes Spiel mit dir haben.

Ich hatte die Beherrschung verloren, als ich mit Helen zusammen war.

Ihr Eintreten in mein Leben hatte alles umgeworfen. Nichts war für mich mehr wichtig.

Für sie wollte ich kämpfen.

Er wurde größer. Nur mehr wenige Schritte trennten uns voneinander.

Dann tat er etwas. Es bewies, wie sehr er seinem Ziel frönte. Er bewegte seinen rechten Arm. Blitzschnell geschah dies und ebenso schnell klatschte seine Hand auf den Griff eines Schwerts.

Mit einem heftigen Ruck zog er es aus der Scheide.

Es war ein Kreisbogen, mit dem die Klinge geschlagen oder gezogen wurde. Mondlicht fiel für einen Moment auf sie, so daß ich ihr bläuliches Blitzen sah.

Und ich glaubte ein Pfeifen zu hören, trotz des Geräuschs der seichten Brandung, die gegen das Ufer rollte.

Ich bekam zwar keine Angst, dennoch so etwas wie Magendrücken.

Man hatte mich gelehrt, auch in der Sekunde des Todes die Beherrschung zu bewahren. Mir kam es so vor, als wäre es bald soweit.

Die Sekunde meines Ablebens rückte heran. Ich war waffenlos.

Verteidigen konnte ich mich nur mit den Fäusten.

Würde es reichen?

Daran wollte ich nicht glauben. Shimada war ein brutaler Gegner.

Ich hatte ihn zuvor noch nicht persönlich kennengelernt, aber er geisterte durch die Mythologien und Legenden. Bisher hatte es niemand geschafft, ihn zu töten, obwohl es eine Waffe gab, aber sie funktionierte nicht, solange er den Fächer der Sonnengöttin Amaterasu besaß.

Es war furchtbar. Ich wußte nicht mehr ein noch aus und hörte

wieder das Pfeifen, das entstand, als Shimada sein Schwert mit der schmalen Klinge bewegte.

Dieses Geräusch erzeugte auf meinem Rücken eine Gänsehaut. Bis in den Nacken drang sie, spannte sich dort, und ich merkte auch an meinem Magen, daß allmählich die Angst in mir hochkroch.

Dann war Shimada da.

Wie ein Berg wirkte er auf mich. Er stand vor mir. Seine kalten Augen blickten starr und gnadenlos blau. Er schaute auf mich herab.

Ich spürte seinen Blick und die Angst.

Noch nie hatte ich eine so große Angst verspürt. Sie war schlimm, sie stieg hoch, sie…

Ein Schrei!

Es war ein dünner, heller Schrei, der über den Strand wehte und die Angst dem Mond entgegenzuflüstern schien.

So hatte ich noch nie geschrien. So voller Angst, Pein und Qual.

Nein, das war…

Auf einmal wußte ich Bescheid. Nicht ich hatte den Schrei ausgestoßen, ein anderer – eine andere.

Helen!

Ich hatte davon gelesen und auch gehört, daß Menschen zerbrechen können. Diesen innerlichen Bruch erlebte ich in diesem Augenblick. Da wurde die Hoffnung zurückgedrängt, ich dachte nur mehr an das Mädchen und schalt mich einen Narren, daß ich es allein hatte weglaufen lassen.

In den nächsten Sekunden war Shimada vergessen. Es gab nur noch Helen in meinen Gedanken.

Ich flog förmlich auf dem Absatz herum. Es war mir egal, daß ich Shimada den Rücken zudrehte. Ich rannte weiter, und ich spürte auch nicht den brennenden Schmerz, der entstehen würde, wenn mich die Spitze des Schwerts in den Rücken traf.

Ich wollte Helen!

Der Schrei hatte sich nicht wiederholt. Das konnte schlimmes bedeuten. Ich jagte durch den feinen Sand, der viel zu weich war, um so schnell voranzukommen, wie ich es gern gewollt hätte. Die feinen Körner spritzten in die Höhe. Ich spürte sie auf der Haut, im Mund, zwischen den Zähnen.

Weiter, nur weiter!

Dann erreichte ich den Hang. Er zeigte das Ende des flachen Strands an. Wenn ich den Hang überwunden hatte, würde ich schon den schmalen Trampelpfad erkennen können, wo ich auch meine Honda abgestellt hatte.

Ich kletterte den Hang hoch. Er war rutschig und weich. Sand und Lehm vermischten sich dort. Ich hatte große Mühe und glitt ein paarmal wieder zurück.

Dürre Gewächse ragten aus dem Boden. Mit beiden Händen griff ich zu, klammerte mich fest, vernahm das Knacken des trockenen Holzes, griff weiter und kam höher.

Ich überwand das Hindernis!

Als ich oben stand, atmete ich tief durch. Obwohl ich mich als austrainiert bezeichnen konnte, rann dennoch der Schweiß über mein Gesicht. Es glänzte hell. Die Kleidung klebte an meinem Körper.

Auch auf dem Gesicht lag der Staub. Ein paarmal mußte ich kräftig durchhusten, wuchtete meinen Oberkörper vor und hatte freie Sicht.

Da war der Weg.

Eine helle grauweiße Schlange, so kam er mir vor. Er führte am Strand entlang und endete irgendwo nahe der Golden Gate.

Bis dahin brauchte ich nicht. Meine Honda stand an der Baumgruppe.

Sie lag nicht weit entfernt. Vielleicht 30 Schritte.

Genau dort mußte Helen sein!

Ich sah sie nicht. Dafür entdeckte ich etwas anderes. Es waren Männer, Gestalten. Drei oder vier, ich konnte es nicht genau erkennen.

Zwischen ihnen lag etwas Helles am Boden.

Ein Körper!

Der Schrei, der meinen Mund verließ, war nicht mehr menschlich zu nennen. In diesen schrecklichen Augenblicken empfand ich die grausame Wahrheit. Das waren keine Rocker oder andere Bandenmitglieder, die sich einen Spaß daraus machten, Frauen oder Mädchen zu fangen. Nein, ich hatte hier die grauenhaftesten Geschöpfe vor mir. Wahrscheinlich die Diener des unheimlichen Shimada.

Ich rannte trotzdem los, hörte sie guttural sprechen und sah, wie sich einer bückte.

Ich bekam es wie in einer Zeitlupenszene mit, als er nach meiner Honda griff und sie hochhob, als wäre sie nur mehr ein Spielzeug.

Meine Augen wurden groß, als das Motorrad wie ein tödliches Wurfgeschoß auf mich zuflog…

Die Maschine traf mich zwar nicht voll, ich sah sie noch als Schatten und bekam einen Schlag gegen den Kopf, der mich aus vollem Lauf von den Beinen riß.

Der Blitz hatte mich erwischt. Irgendwie bekam ich sogar noch mit, daß ich mich während des Falls überschlug, dann prallte ich auf den Boden, hörte abermals die gutturalen Laute und wußte, daß die anderen in meiner Nähe waren.

Der Boden um mich herum schwankte. Ich fühlte mich auf Wellen liegend. Irgend etwas strahlte in meinen Schädel, füllte ihn aus, dann kam der Blackout.

Ja, ich war bewußtlos. Wie lange, das wußte ich nicht, auf eine Uhr

hatte ich nicht geschaut. Als ich erwachte, da leuchteten noch immer die Sterne über mir, aber sie waren blasser geworden. Auch der Mond stand an einer anderen Stelle. Ich fror, denn über dem Wasser und auch in meiner Nähe befanden sich dünne, feuchte Nebelschwaden, die wie Tücher wirkten.

Es war der Nebel, der sich stets in den Morgenstunden bildete und sich besonders an der Golden Gate und in deren Umgebung konzentrierte.

Ich lag nicht mehr im Sand, sondern im Staub. Auf meinen Lippen schmeckte ich ihn, er klebte in meinem Gesicht, er brannte in den Augen, und es fiel mir nicht leicht, mich auf die Knie zu stemmen.

Gedanken spürte ich kaum. In meinem Schädel schien eine gewisse Leere zu lauern. Sie mußte erst überwunden werden, bevor es mir gelang, mich wieder so zu bewegen, wie es nötig war.

Ich hörte das Rauschen des Wassers. Das Meer war mein Begleiter.

In Freude und in Trauer.

Das Meer, der Strand – Helen!

Plötzlich war der Gedanke da. Ich wußte wieder, weshalb ich hier eigentlich lag. Ich hatte Helen befreien wollen, war ihr nachgerannt, hatte die Gestalten gesehen und das Grauen gespürt.

Mein Blick traf die Maschine.

Sie lag neben mir.

Ob sie zerstört war, konnte ich nicht sagen, es war mir auch egal.

Für mich zählte, daß ich es nicht geschafft hatte und die anderen stärker gewesen waren.

Es war ihnen sogar gelungen, ein Motorrad auf mich zu schleudern.

Was mußten sie nur für Kräfte besitzen, wenn sie so etwas schafften!

Erst jetzt merkte ich, daß meine linke Gesichtshälfte feucht war.

Bestimmt nicht vom Wasser. Ich hob den Arm, faßte nach und spürte die klebrige Flüssigkeit. Als ich meine Hand zurücknahm und auf die Fingerkuppen schaute, sah ich die dunkle Flüssigkeit, die sie benetzt hatte.

Blut…

Was interessierte mich das! Überhaupt nicht. Eine andere Person war wichtiger.

Ich spürte meine Schwäche, aber auch die Kraft. Meine Lehrmeister hatten mich trainiert, sie waren in der Lage gewesen, mir die Kraft zu geben, die mir half, die Schwäche zu überwinden.

Und sie mobilisierte ich.

Ich kam auf die Füße.

Meine Beine zitterten, als würde jemand mit der Handkante in meine Kniekehlen schlagen. Auf meinem Gesicht lag der kalte Schweiß. Ich spürte ihn ebenfalls auf der Oberlippe. Als ich darüber leckte, schmeckte ich das Salz.

Torkelnd setzte ich mich in Bewegung. Die Baumgruppe kam mir so unheimlich vor, so fremd, anders. Wie ein Gruß aus einer schlimmen Gespensterwelt.

Ein Ort des Todes…

Dennoch ging ich auf sie zu, denn dort hatte ich etwas gesehen.

Unter den Zweigen und Ästen, die ein natürliches Dach bildeten, lag etwas. Es sah aus wie ein Körper.

Ich ging näher.

Der Boden schwankte, die Bäume tanzten. Ihre Arme schienen aus Gummi zu bestehen, die sich reckten und nach mir greifen wollten, um mich zu umfangen, damit ich schneller an mein Ziel gelangen konnte.

Ich stöhnte und sprach mit mir selbst. Ich dachte daran, was man mich gelehrt hatte und versuchte, meine Gefühle zu unterdrücken und mich nur mehr auf das eine zu konzentrieren.

Das war die Gestalt.

Zunächst sah ich ihre Füße. Lagen sie verdreht oder normal? Ich war nicht fähig, dies aufzunehmen, denn ich hatte etwas anderes gesehen.

Ein heller Fleck schimmerte in einer Astgabel.

Ein Gesicht.

Helens Gesicht.

Sie schaute mich von dem Baum herab an. Ihre Züge waren seltsam starr und unbeweglich, die Augen weit geöffnet, der Mund ebenfalls.

Ich blieb stehen, starrte zum Baum hoch und brauchte einige Zeit, um zu begreifen, daß mich von dort der Kopf anstarrte.

Und nur der Kopf, denn der Körper lag woanders!

***

Noch nie im Leben habe ich so geschrien wie in diesen schrecklichen Augenblicken der Wahrheit. Es glich schon einer Explosion, die sich endlich Luft verschaffte und mich von den Beinen riß.

Ich fiel zu Boden, trommelte mit beiden Fäusten auf der knochenharten Erde, wühlte den Staub in die Höhe und dachte nicht mehr daran, was ich mir vorgenommen hatte.

Der Schmerz überwältigte mich.

Erst als die Morgendämmerung die Finsternis der Nacht wegschob, konnte ich wieder einen einigermaßen klaren Gedanken fassen und ging dazu über, ein Grab auszuheben.

Ich besaß kein Werkzeug, nahm Steine und schaufelte zudem mit bloßen Händen den Boden auf.

Es war eine anstrengende Arbeit, die ich so gar nicht wahrnahm, weil ich weiterkämpfte und den Boden immer tiefer aufwühlte.

Tränen rannen über mein Gesicht. Ich bemerkte sie nicht einmal.

Das Grauen und der Schmerz waren einfach zu groß geworden und

hatten mich gezeichnet.
Ich schluckte, keuchte und wußte nicht genau, was ich tat, denn ich arbeitete wie ein Automat.
Irgendwann konnte ich das Loch oder Grab als tief genug bezeichnen.
Ich nahm den Körper und den Kopf.
Beides begrub ich.
Als ich die sterblichen Überreste der Person in den Händen hielt, die mir alles bedeutet hatte, wäre ich fast zusammengebrochen. Da war es mir, als würden die Stimmen meiner Lehrmeister mich erreichen und mir Kraft sowie neuen Mut geben, das Unmögliche doch noch hinter mich zu bringen. Es staubte, als ich das Grab zuschaufelte.
Davon merkte ich nichts und auch nicht von der Sonne, die am Himmel erschien und einer zerplatzenden Blutorange glich, als sie ihre Strahlen über das Meer schickte und damit begann, die Feuchtigkeit zu verdampfen, so daß sich in der Ferne die Golden Gate allmählich aus den Dunstschwaden schälte.
Ein Bild, das Touristen zu wahren Stürmen der Begeisterung hinriß, mich jedoch kalt ließ, weil ich es nicht sah und auch nicht sehen wollte.
Ich dachte nur an Helen.
Sie war die einzige Frau gewesen, die ich je in meinem Leben geliebt hatte.
Man hatte sie mir genommen!
Wer ihre Mörder genau gewesen waren, konnte ich nicht einmal mit Bestimmtheit sagen. Ich würde sie mir jedoch holen.
An Helens Grab tat ich einen fürchterlichen Schwur…

***

Yakup weinte!
Durch die Erzählungen war die Erinnerung wieder zurückgekehrt und hatte ihn überwältigt. Seinen Kopf hielt er gesenkt, die Hände waren zu Fäusten geballt, er schluchzte und hatte Mühe, sich wieder zusammenzureißen und sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden.
Dann schaute er uns an.
Sein Gesicht war versteinert. Die Augen erinnerten mich an Murmeln.
Dieser junge Mann war ein Kämpfer, nein, der Tod seiner Freundin hatte ihn nicht gebrochen.
Ich zündete mir eine Zigarette an. Automatisch schaute ich zum Fenster. Seit zwei Tagen lag über London ein blauer Himmel.
Herrliches Juniwetter. Eigentlich hätten wir im Büro hocken müssen, doch Yakup wollte nicht. Wir hatten auf ihn Rücksicht genommen und von Sir James freie Bahn bekommen.
Nachdem er sich wieder einigermaßen gefangen hatte, stellte ich

meine erste Frage: »Wie ging es dann weiter?«

»Natürlich suchte ich die Mörder. Ich fand Spuren von ihnen, aber die verliefen sich bald. Auf der Küstenstraße war dann nichts mehr zu sehen. Meine Maschine fuhr noch. Mit ihr erreichte ich die Stadt, um anschließend in die Berge zu fahren. Ich hatte ein Ziel, ich wollte unter Freunden sein und kam zu meinen Lehrmeistern.«

»Wer war das?« fragte Suko.

»Es sind Mönche im weitesten Sinne. Sie haben mich zum Ninja ausgebildet.«

Wir waren beide überrascht, denn das hatten wir nicht gewußt.

»Stimmt das wirklich?« fragte ich.

»Ja.«

»Aber du bist kein Japaner.«

»Nein, ich bin Türke. Es gibt manchmal Ausnahmen. Es kommt bei ihnen auf den Menschen an. Zudem haben sie mich großgezogen, aber das ist eine andere Geschichte.«

»Wußtest du von Shimada?« erkundigte ich mich.

»Ja, man hat mir von ihm erzählt. Er muß eine schlimme Gestalt gewesen sein, wenn ich das so genau verfolge.«

»Und Helen kannte ihn auch.«

Yakup nickte.

»Hat dich das nicht stutzig gemacht?« fragte Suko.

»Schon, als ich über sie nachdachte. Ich habe die Spur nicht mehr weiter verfolgen können, sondern nur mit meinen Lehrmeistern gesprochen. Sie berichteten mir von Shimada und von Menschen, die schon gegen ihn gekämpft hatten.«

»Woher wußten sie das?«

Da lachte Yakup. »Ich kann sagen, daß es ihnen der Wind zugeflüstert hat. Sie wissen viel, fast alles…«

Ich nickte. »Okay, sie brachten dich also auf unsere Spur.«

»Genau das war es. Ich kam nach London und suchte euch. Eigentlich hatte ich vorgehabt, meinen Rachefeldzug allein durchzuführen, das war nun nicht mehr möglich, wenn ich näher darüber nachdachte. Ich mußte mich auf Menschen verlassen, die ebenfalls gegen Shimada standen. Ich traf in England ein und fand euch nicht. Ich erfuhr, daß ihr am Flughafen sein werdet und wollte euch dort abpassen.«

»Wo du mir das Leben rettetest«, vervollständigte ich.

»Vielleicht.«

»Nur nicht so bescheiden. Du hast mir das Leben gerettet.«

»Und mir später möglicherweise auch«, erklärte Suko. »Als wir uns auf der Bühne befanden.«

»Ja, das alles hat seine Richtigkeit. Es bringt uns nur keinen Schritt weiter. Ich hätte gern früher mit euch gesprochen, was leider nicht möglich war. Jetzt müssen wir uns beeilen.«

Nach seinen Worten entstand eine kurze Pause. Wir alle drei dachten nach, und ich kam zu dem Entschluß, daß wir versuchen mußten, Shimada zu reizen, damit er sich zeigte und sein Versteck verließ. Alles andere konnten wir uns sparen.

»Kann ich denn hoffen?« fragte Yakup. Seine Stimme zitterte dabei.

»Worauf?«

»Daß ihr an meiner Seite bleibt.«

Suko und ich blickten uns an. Beide lächelten wir, bevor wir nickten.

»Darauf kannst du dich verlassen, Yakup«, erwiderte mein Freund. »Wir drei werden Shimada aus seinem Versteck hervorlocken und ihn…«

Ich unterbrach Suko. »Wenn wir wüßten, was er vorhat, wäre mir viel wohler.«

Da konnte mir Suko keine Antwort geben. Auch unser Freund Yakup mußte passen.

»Hast du keine Idee?« hakte ich noch einmal nach.

»Nein, ich weiß zu wenig über ihn.«

»Und deine Lehrmeister?«

»Die könnten wir vielleicht fragen. Aber…« Er hob die Schultern.

Viele Chancen gab er dem Vorschlag auch nicht.

»Ob Shimada etwas mit Shao zu tun hat?« murmelte Suko.

»Vielleicht könnten wir sie mitnehmen?«

Ich schaute meinen Freund an. »Bist du dir der Gefahr bewußt?«

»Natürlich. Shao hat Kontakt zur Sonnengöttin. Wir haben es in Hongkong erlebt. Vielleicht…«

»Ich bin dagegen«, sagte ich hart. »Auf keinen Fall ziehen wir Shao mit hinein, Wir werden allein nach Frisco fliegen. Ich finde, daß dies besser ist. Shimada ist nicht allein. Möglicherweise hat er neue, untote Ninja gefunden. Er verfolgt einen Plan, und irgendwann müssen diese Gestalten mal auftauchen und von Zeugen gesehen werden. Oder ist bisher schon etwas bekannt?« wandte ich mich an Yakup.

»Nein, ich las nichts in der Presse.«

»So etwas kann man auch geheimhalten«, erklärte Suko.

»Das stimmt«, gab ich ihm recht. »Man müßte mit der zuständigen Polizei Kontakt aufnehmen.«

Suko lachte. »Glaubst du an Märchen, John? Ich nicht. Die werden uns nicht helfen.«

»Dann also auf eigene Faust.«

»Oder mit meinen Vettern als Helfer.« Suko grinste von Ohrläppchen zu Ohrläppchen.

Natürlich, seine Vettern. Sie lebten auf der gesamten Welt verteilt.

Irgendwo hatte Suko immer Bekannte, auf die er sich verlassen konnte.

Besonders in San Francisco mit seinem riesigen Chinesenviertel.

Früher hatte ich über die Bemerkungen gelacht. Das tat ich heute nicht mehr. Sukos »Vettern« hatten uns schon so manches Mal aus der Klemme geholfen.

»Dann seid ihr dabei?« fragte Yakup.

»Und wie«, erklärten Suko und ich übereinstimmend. »Wir können dich doch nicht allein lassen.«

»Das finde ich toll.« Er schaute auf seine Uhr. »Wann können wir starten?«

Ich stand auf und winkte ab. »So einfach geht das nicht. Ich muß mich erst bei unserem Chef erkundigen, ob wir die Erlaubnis bekommen. Frisco ist nicht Manchester.«

Superintendent Sir James Powell hatte schon auf meinen Anruf gewartet, wie er mir glaubhaft versicherte. Als ich mit dem Reiseziel herausrückte, da stutzte er für einen Moment.

»Muß es tatsächlich San Francisco sein, John?«

»Mir wäre eine andere Stadt auch lieber. Aber es ist möglich, daß Shimada und seine Helfer dort schon in Erscheinung getreten sind. Können Sie vielleicht etwas herausbekommen? Ich meine, Sie haben doch zu jeder Polizei Ihre Beziehungen.«

»Nun übertreiben Sie mal nicht. Ich werde es dennoch versuchen. Bleiben Sie zunächst in der Wohnung.«

»Okay, Sir.«

Als ich aufgelegt und mich umgedreht hatte, winkte ich Yakup Yalcinkaya zunächst einmal beruhigend zu. »Ich habe zwar nicht das direkte Okay bekommen, aber soviel ich weiß, wird dieser Flug genehmigt.«

»Das würde ich mir wirklich wünschen«, flüsterte er.

Ich nahm Platz und sprach ihn wieder direkt an. »Bei deinen Erzählungen vorhin ist mir etwas aufgefallen. Soll es wirklich eine Waffe geben, die Shimada besiegen kann?«

»Ja, so berichtet es die Geschichte.«

»Welche denn?«

»Ich habe keine Ahnung. Man flüstert nur davon. Sie liegt im verborgenen, ist allerdings unwirksam, solange Shimada noch den Fächer der Sonnengöttin Amaterasu besitzt.«

»Und den hat er!« stellte Suko sachlich fest.

»Ja.«

Es würde schwer werden. Eine interessante Perspektive war es schon, die uns Yakup da aufgezeichnet hatte. Eine Waffe, mit der Shimada zu besiegen war. Einfach herrlich. Wenn es uns gelang die lebende Legende zu töten, hatten wir einen großen Sieg errungen.

Aber so weit wollte ich gar nicht denken, ich wäre schon froh gewesen, wenn wir es schafften, großes Unheil zu verhindern.

Das Telefon meldete sich. Wenn das Sir James war, hatte er

vorzüglich reagiert.
Ich hob schnell ab. Bevor ich mich noch mit meinem Namen melden konnte, sprach der Superintendent bereits. »Ich habe mich erkundigt, aber keine Auskunft erhalten. Das Schweigen im Walde.«
»Bewußtes Schweigen?« fragte ich.
»Das kann ich nicht sagen. Jedenfalls zeigt man sich jenseits des großen Teichs verstockt. Das FBI gibt keine Auskunft. Bei dem CIA brauche ich erst gar nicht nachzufragen. Die würden mir sowieso nichts sagen. Da hört alle Freundschaft auf.«
Ich runzelte die Stirn. Was sollte ich dazu sagen. »Dennoch werden wir es versuchen. Sir.«
»Damit bin ich einverstanden. Sie können fliegen, Sie kennen die Ecke um Frisco ja.«
»Und ob«, erklärte ich. Ich dachte da an einige Fälle, die wir zwischen Frisco und Los Angeles erlebt hatten. Damals hatten wir die Blutorgel kennengelernt und waren auch auf der Jagd auf das Pendel gewesen, das sich damals noch in Izzis Besitz befunden hatte.
In diesem Fall würde es um etwas anderes gehen.
London good bye, Frisco wartete. Und Shimada!

***

Wir hatten auf dem langen Flug an die amerikanische Westküste Zeit genug gehabt, uns über den Fall und seine eventuellen Folgen näher zu unterhalten. Mir gingen dabei einige Dinge nicht aus dem Kopf. Unter anderem Helens seltsame Reaktion. Sie hatte von Shimada gesprochen, sie hatte ihn erkannt, und Yakup hatte im Eifer des Gefechts nicht so sehr darauf geachtet.
Erst als ich ihn mehrmals darauf ansprach, nickte er und stimmte uns zu. »Aber was könnte sie mit einem Wesen wie Shimada zu tun gehabt haben?« fragte er sich und konnte von uns leider auch keine Antwort bekommen.
In Frisco würden wir die Antwort finden. So jedenfalls hoffte ich.
Wir flogen in den amerikanischen Westen hinein und damit auch in die Wärme. Als wir in Frisco landeten, lag die Nacht hinter uns. Ein herrlicher Morgen nahm uns auf.
Wir sahen das Meer mit seiner endlosen Bläue. Es kam uns in der Tat vor wie ein Gruß von einer Postkarte. So weit, kaum faß- und meßbar.
Die Schiffe wirkten wie Spielzeuge, ihre Schaumberge an Bug und Heck glichen winzigen Perlenschnüren.
Ein schönes Bild.
Wenig später gerieten wir in die Kontrolle. Dort wurden wir erwartet.
Sir James hatte unsere Ankunft gemeldet, aber nicht hinzugefügt, in welch einem Auftrag wir genau unterwegs waren. Jedenfalls sah der Mann im weißen Anzug ziemlich offiziell aus. Er hatte einen dunklen

Teint. Sein Haar war schwarz und lockig. Der Schnauzbart auf seiner Oberlippe wirkte wie ein Busch.

Als er den Arm hob, die Hand drehte und wir sie anschauen konnten, sahen wir seine Marke blitzen.

FBI!

Drei Buchstaben, die in den Staaten so bekannt waren, wie Scotland Yard bei uns.

Das Lächeln des Mannes war strahlend, gleichzeitig aber auch abschätzend. Er stellte sich als Rick Gomez vor und stand im Range eines Lieutenants, wie er uns versicherte.

Wir lächelten ebenfalls, tauschten einen Händedruck und warteten auf seine Fragen.

Die kamen auch. »Wohin kann ich euch bringen, Kollegen?«

»In ein Hotel.«

»Und dann?«

»Werden wir sehen.«

Er lachte. »Weshalb macht ihr es so geheimnisvoll? Um was geht es eigentlich?«

»Das wissen wir selbst nicht«, antwortete ich. »Wir wollten uns zunächst einmal umschauen.«

»Hier ist nicht viel los. Weiter südlich geht es rund. Da laufen bald die Spiele. Auch wenn der Ostblock nicht dabei ist, in Los Angeles leben sie wie im Fieber. Frisco ist leer.«

»Um so besser.«

»Wollt ihr nach Chinatown?« fragte er.

Ich schaute durch die Scheibe zu den fernen Bergen hinüber, die im Dunst lagen. Die Antwort gab Suko. »Dort werde ich einige Verwandte besuchen.«

»So bewaffnet?«

»Fahren Sie ohne Waffen?«

»Nein, das nicht.« Er hob die Schultern. »Okay, ich wünsche euch einen angenehmen Aufenthalt in der Stadt. Wenn ich euch einen Tip geben kann, die Küste hat wunderbare Flecken, wo man sich fantastisch erholen kann. Ich an eurer Stelle würde mich dort aufhalten.«

Viel mehr sagte er nicht. Er begleitete uns nach draußen, wo uns eine sommerliche Wärme empfing. Sie ließ sich aushalten. Im Gegensatz zu L. A. herrschen in Frisco oft frische Winde.

Einen Leihwagen brauchten wir uns nicht zu besorgen. Gomez' Dienstfahrzeug »schluckte« uns alle. Es war ein fünf Jahre alter Ford, dessen Lack wohl irgendwann einmal grün gewesen war. Jetzt blätterte er an zahlreichen Stellen ab.

Das Hotel gehörte zu den modernen Bauten, von denen viele Menschen träumen, für andere aber ein Alptraum war. Ein riesiger

Kasten, der sich in den blauen Himmel schob. Er erinnerte mich an einen Zylinder aus Glas und Metall.

Die Fahrstühle waren der große Gag. Man hatte sie außerhalb der Fassade angebracht, so daß die Menschen in gläsernen Röhren in die Höhe transportiert wurden.

Mir gefiel das nicht. Ich wußte, daß es zum Glück nicht nur diese Aufzüge gab, sondern auch andere, die sich im Innern des Kastens befanden.

Die würden wir benutzen.

Vor dem Hotel breitete sich eine große Grünfläche aus, die von den Zufahrten zerschnitten wurde. Der Garten war nett, mir persönlich allerdings zu künstlich. Dafür sorgten auch die Springbrunnen, die farbige Fontänen in die Höhe schickten, welche wiederum von den majestätisch daherstolzierenden Flamingos beobachtet wurden.

»Soll ich noch mit aufs Zimmer gehen?« fragte uns Gomez zum Abschied.

Wir verzichteten auf seine Begleitung.

Er grinste aus dem Wagenfenster. »Keine Sorge, Freunde, wir sehen uns bestimmt.«

Unser Lächeln fiel gequält aus.

Selbstverständlich empfing uns in der Halle eine angenehme Kühle.

Dafür sorgte eine Klimaanlage. Ich hatte noch nie ein amerikanisches Hotel erlebt, wo so etwas fehlte.

Die Halle glich ebenfalls einem Garten. Man hatte hier ein kleines Paradies geschaffen. Es bestand aus Teichen, Springbrunnen, Bäumen, Blumen und dazwischen, sorgfältig und nischenartig verteilt, einige Sitzgruppen aus hellem Leder.

Obwohl viel Betrieb herrschte, fiel er kaum auf. Das Gemurmel der Stimmen wurde zumeist vom Plätschern des Brunnenwassers übertönt.

Bis zur Rezeption war es nicht weit. Wir brauchten nur ein halbes Dutzend Schritte zurückzulegen.

Die hinter der Theke bedienenden Mädchen lächelten freundlich und stereotyp. Wir hatten unsere Zimmer telefonisch bestellt und brauchten nur mehr die Schlüssel abzuholen.

Genau im zwanzigsten Stockwerk lagen die Räume! Die Außenaufzüge brauchten wir nicht zu benutzen. In diesen Röhren kam ich mir immer vor wie eine Zielscheibe, deshalb atmete ich auf, als wir in dem normalen Lift standen, der uns mit Expreß-Geschwindigkeit nach oben schoß.

Der übliche Gang, der übliche Geruch, die üblichen Zimmer. Alles schon bekannt, nichts Neues mehr.

Yakup hatte nicht im Hotel absteigen wollen. Seine Bude lag in Hafennähe, also mitten in der Szene.

Nach einer kurzen Dusche fühlten wir uns wieder einigermaßen fit.

Auch die Zeitumstellung machte mir weniger zu schaffen, als ich angenommen hatte.

Suko und ich waren zur gleichen Zeit fertig und fuhren gemeinsam nach unten in die Halle.

Dort wartete Yakup. Wir fanden ihn versteckt hinter breiten Agavenblättern. Er las in einem Magazin und legte es zur Seite, als er uns entdeckte.

»Alles klar.«

»Bleibt es bei unserem Plan?« fragte Suko..

Wir hatten uns für eine Trennung entschieden. Suko wollte allein losziehen und seine Landsleute aufsuchen. Die hörten zumeist die Flöhe husten. Wenn in Frisco irgend etwas geschah, wußten sie es noch vor der Polizei. Nur schwiegen sie zumeist.

»Ich habe nichts dagegen«, erklärte ich. Auch Yakup nickte, obwohl er leichte Bedenken vortrug. »Nichts gegen deine Landsleute, Suko, aber Frisco ist in gewissen Vierteln sehr gefährlich. Das wollte ich dir nur noch sagen.«

»Danke, aber ich kann mich wehren.«

»War nur ein Rat.«

»Okay denn, ich werde mich auf die Strümpfe machen.« Suko reichte mir noch einen Zettel. Dort hatte er die Adresse notiert, unter der ich ihn erreichen konnte.

Es war eine Straße angegeben. Die Hausnummer hatte er mit einem Fragezeichen versehen.

Yakup wies auf die Straße. »Sie ist wichtig«, erklärte er.

»Hausnummern wechseln hier manchmal.«

Ich war gespannt, wie es laufen würde. Yakup und ich würden gemeinsam gehen und dort anfangen, wo Yakup praktisch aufgehört hatte zu denken. Bei seiner Freundin.

Helen hatte Shimada gekannt. Das wollte mir einfach nicht aus dem Kopf. Deshalb glaubte ich daran, daß wir bei ihr eine Spur fanden.

Yakup konnte keine Erklärung geben. Er hatte nie zuvor mit seiner Freundin über das Thema gesprochen.

Wir nahmen uns ein Taxi.

Frisco ist eine hügelige Stadt und besonders berühmt geworden durch seine Cable Cars. Eine sehr bekannte Straße ist die Market Street. Dort tummeln sich auch die Touristen. Nahe dieser Straße hatte die Tote eine kleine Wohnung besessen. Die Miete war noch bis zum Monatsende bezahlt worden. Yakup hatte sich ausgebeten, daß die Wohnung an kernen anderen mehr vermietet wurde.

Hoffentlich hielt sich die Wirtin daran.

»Wieso sollte sie nicht?« fragte ich.

»Das ist ein alter Giftzahn. Du wirst sie ja kennenlernen.«

Wenig später hatte uns der Trubel aufgenommen. Frisco ist eine

herrliche Stadt. Ich mochte sie.

Wir stiegen aus. Die Wagen parkten fast in einer Doppelreihe. Jetzt brannte die Sonne vom Himmel. Ihre heißen Strahlen tippten auf unsere Haut, dennoch war es nicht schwül, weil vom Pazifik her ständig eine kühlere Brise wehte.

Yakup war einige Schritte vorgegangen. Er wies auf eine Fassade, die besonders eng und schmal war. Dafür zählte ich vier Stockwerke. Zudem befand sich nur ein kleiner Handwerksladen dort. Der Meister, ein Späthippie, hockte im Schaufenster und hämmerte auf einer Kupferschale herum. Die Tür zu seinem Geschäft war so schmal, daß man eine Vierteldrehung machen mußte, um hindurchzupassen.

Das Haus selbst erreichten wir durch einen anderen Eingang. Die Tür war nicht verschlossen. Wir drückten sie auf, standen in einem engen Flur, der erst kurz vor der Treppe breiter wurde. Rechts davon führte der Weg abermals zur Werkstatt des Kunstschmieds.

»Wie hoch müssen wir?« fragte ich.

»In den vierten Stock.«

»Unter dem Dach?«

»Genau.« Yakup grinste und ging vor. Von der Hauswirtin hatten wir bisher nichts gesehen.

Ich fragte meinen neuen Freund danach.

»Das wundert mich auch. Die ist nämlich so neugierig, daß sie normalerweise ihre Finger überall reinsteckt. Vielleicht hat sie außer Haus zu tun, wer weiß das schon?«

Je höher wir kamen, um so enger wurde das Treppenhaus. Die Luft verlor ebenfalls an Qualität. Beide atmeten wir einen stickigen Mief ein, der mir schon auf den Magen schlug.

Endlich erreichten wir das Ziel. Es gab nur eine Tür hier oben. Zudem war die Decke schon schräg, die Wände nicht mehr so hoch, und über uns sahen wir das nackte Gebälk.

Die Tür war verschlossen, aber Yakup besaß einen Schlüssel. Bevor er ihn ins Schloß stecken konnte, probierte ich es und schob die Tür auf.

»Offen«, wunderte sich der blonde Türke. »Das gibt es doch nicht. Da hat die Hauswirtin sicherlich geschnüffelt.«

Ich hielt mich mit meinen Äußerungen zurück, betrat als erster eine düstere Wohnung, durch deren schräges Fenster nur wenig Licht fiel, weil es einfach zu klein war.

Überrascht blieben wir stehen.

Das Zimmer war von oben bis unten und von hinten bis vorne durchwühlt worden.

Dafür zeichnete sich bestimmt nicht die Hauswirtin verantwortlich.

Das hatten andere getan. Profis!

Wir traten in den Raum und schlossen die Tür. Was wir da zu sehen bekamen, war mehr, als man auf nüchternem Magen verdauen konnte.

Nichts war heil geblieben. Kein Bett, kein Stuhl, kein Schrank.

Yakup stand mitten im Raum. In seinen Augen schimmerten Tränen, die Hände hatte er geballt. Erinnerungen überwältigten ihn.

Ich hörte ihn gepreßt sprechen. »Und dafür hat sie geschuftet. Sie leistete sich nichts, weil sie auf Möbel sparte.«

Ich überließ Yakup seinen Gefühlen und machte mich an die Durchsuchung. Die Luft stand im Raum. Irgendwo summte eine Fliege.

Sie tanzte dabei über die schräge Fensterscheibe und fand keinen Ausweg nach draußen.

Sogar die Matratze war aufgeschlitzt worden. Gefunden hatten die Täter nichts.

Mir fiel eine schmale Tür auf. »Wohin führt sie?« fragte ich meinen türkischen Freund. »In eine Abstellkammer?«

»Nein, ins Bad.«

Ich runzelte die Stirn. Daß zu dieser Wohnung ein Bad gehören würde, damit hatte ich in meinen kühnsten Träumen nicht gerechnet. Ich drückte die klemmende Tür auf und schaute in einen winzigen Raum, in dem es eine Toilette und eine Sitzbadewanne gab, über der ein großer Heißwasserboiler an der Wand befestigt war.

Mein Blick wurde starr. Der Magen verwandelte sich in einen Stein. In der Wanne saß jemand.

Es war eine Frau.

Und sie war tot!

Ich rief nach Yakup Yalcinkaya. Er kam sofort, schob mich zur Seite und schüttelte den Kopf. Dann wurde er bleich. »Verdammt, das ist sie«, hauchte er.

»Wer?«

»Die Hauswirtin. Ihre Neugierde ist ihr zum Verhängnis geworden. Wahrscheinlich hat sie die Einbrecher überrascht. Schrecklich…«

Ich ging auf die Tote zu. Man hatte sie auf schlimme Art und Weise getötet, wahrscheinlich sogar zuvor gefoltert, deshalb möchte ich mir eine Beschreibung ersparen.

Ich fühlte ihre Haut an.

Sie war sehr kalt. Vielleicht lag die Frau schon mehrere Tage in der Wanne, wer konnte das wissen? Genaueres würde eine Autopsie ergeben. Ich schloß die Tür. Wir beide atmeten tief durch und waren froh, daß wir den Blutgeruch nicht mehr so arg spürten. Um den schrecklichen Geschmack aus der Kehle zu bekommen, zündete ich mir eine Zigarette an. Yakup schaute sich unterdessen im Zimmer um. Er fand nichts, was die anderen gesucht haben konnten und vielleicht auch mitgenommen hatten.

»Es sieht nicht gut aus«, erklärte er.

Wir gingen wieder. Im Treppenhaus sprachen wir nicht. Erst als wir in das Licht hinaustraten, suchte ich nach einer Telefonzelle. Ich fand

sie nicht weit entfernt. Als ich die Tür öffnete, fragte mich Yakup: »Willst du den Polizisten alles erzählen?«

»Nein, das mache ich später. Sie sollen nur die Leiche abholen.«

»Das ist auch besser.«

Ich gab die kurze Meldung durch und antwortete nicht auf die Nachfragen des Beamten.

In einem kleinen Straßencafe ließen wir uns nieder, um den Fall in aller Ruhe zu besprechen.

»Was können die Täter gesucht haben?« murmelte ich.

Mein neuer Freund hob die Schultern.

»Wenn du es nicht weißt, wer dann?«

Er gab mir keine Antwort, weil der Kellner kam und unsere bestellten Säfte servierte.

»Ich habe wirklich keine Ahnung.«

Durch den Strohhalm zog ich Saft in den Mund. »Sie muß etwas gehabt haben, das eine Verbindung zu Shimada darstellte. Wer war sie? Wo kam sie her?«

»Aus völlig normalen Verhältnissen.«

»Wie normal?«

Erstaunt schaute mich Yakup an. »Sie hat die Schule besucht, nur lebten ihre Eltern nicht mehr, das war alles.«

»Keine Beziehung zu Japan?«

»Das wäre mir aufgefallen.« Er hob die Schultern. »Diese Beziehungen habe ich.«

»Und sie hat in einem Schuhladen gearbeitet.«

»Genau.«

»Wo liegt das Geschäft denn?«

»In einer Einkaufsstraße. Ich war einige Male da. Es ist alles normal.«

»Und wem gehört das Geschäft?«

»Einem Konzern. Die stellen Billigschuhe her.«

Ich saugte wieder Saft, während meine Gedanken Purzelbäume schlugen. »Billigschuhe«, murmelte ich. »Kommen die nicht auch aus Japan? Oder können sie nicht auch aus Japan kommen?«

»Weiß ich nicht. Möglich.«

Mit der flachen Hand schlug ich auf den runden Tisch. »Du kannst sagen, was du willst, den Laden schaue ich mir an. Laß uns hinfahren!«

»Und was soll das für einen sittlichen Nährwert haben?«

»Vielleicht keinen. Vielleicht doch. Wer kann das wissen. Es ist eine Minispur, ich weiß«, sagte ich, als ich das skeptische Gesicht meines Freundes sah. »Aber was sollen wir machen? Nichts deutet auf irgend etwas hin, das uns sonst noch weiterbringen könnte.«

»Wenn du das so siehst, ist alles klar.«

Um uns herum befanden sich fröhliche Menschen. Wir waren wohl

die einzig ernsten unter ihnen. Für uns gab es nichts zu lachen.
Ich legte Geld auf den Tisch. Der Kellner sah es und winkte uns zu.
Danach stürzten wir uns wieder in das Gewühl.
Zum zweitenmal an diesem Tag hielten wir Ausschau nach einem Taxi. Sehr bald konnten wir eines stoppen. Yakup sagte die Adresse.
»Da kann ich aber nicht hinfahren. Für Fahrzeuge ist es gesperrt.«
»Bringen Sie uns in die Nähe.«
Sehr weit war es nicht. Einmal, als wir auf einem Hügel fuhren, konnte ich sogar das Meer sehen. Es lag hinter den grünen Blättern der tropischen Vegetation. Die bunten Segel der Boote bildeten Farbkleckse auf der grünschimmernden Bläue.
Die Passage lag dort, wo eine Fußgängerzone begann. Der Fahrer rollte in einen Wendehammer, stoppte, wir zahlten, stiegen aus. Bisher hatten wir nur gesucht. Ich hoffte stark, daß sich das bald ändern würde.
Ich wandte mich an Yakup. »Wie viele Typen hast du eigentlich gesehen, als deine Freundin umgebracht wurde?«
»Das weiß ich nicht mehr genau. Ein halbes Dutzend werden es schon gewesen sein.«
»Das ist nicht gut.«
Wir passierten die in der Straße stehenden voll besetzten Bänke und tauchten anschließend in die Passage ein, wo die Geschäfte in mehreren Etagen lagen und man über Rolltreppen die Stockwerke erreichen konnte.
Alles war wunderschön angelegt und vor allen Dingen angenehm kühl.
Zudem herrschte Betrieb. Diese Einkaufsmöglichkeit schien von den Bewohnern angenommen worden zu sein.
Wir erreichten den Schuhladen. Er lag im ersten Stock, besaß eine sich zur Passage hin öffnende Front, wo allerlei Dinge aufgebaut worden waren. Körbe mit Billigschuhen, Sandaletten oder Handtaschen.
Wir betraten den Laden.
Hier war es nicht so voll. Um die Mittagszeit holten die meisten ein wenig Atem. Eine kleine, freundlich lächelnde Negerin trat auf uns zu und erkundigte sich nach den Wünschen.
Kaum hatte sie einen Blick in Yakups Gesicht geworfen, als ihr Lächeln versteinerte. »Kenne ich Sie?«
»Ja, wir haben uns schon gesehen. Ich gehörte zu Helen.«
Das Gesicht der Schwarzen verschloß sich. Es nahm einen sehr traurigen Ausdruck an. »Ja, Helen, es tut mir so leid.«
»Das weiß ich«, erklärte Yakup. »Allen tut es leid, aber deswegen sind wir nicht gekommen. Können wir den Geschäftsführer bitte sprechen oder den Besitzer?«

»Den Besitzer kenne ich nicht. Wir haben nur einen Geschäftsführer oder Filialleiter. Mr. Oziko…«

»Was sagen Sie da?« unterbrach ich das Mädchen. »Wie heißt der Mann?«

»Mr. Oziko. Er ist Japaner. Wir gehören einem japanischen Konzern an. Nippon Shoe's.«

War das die Verbindung? Das Mädchen sah unsere versteinerten Gesichter und fragte: »Habe ich etwas Falsches gesagt?«

»Nein, meine Liebe, genau das richtige.«

»Bekomme ich Ärger?« Sie wurde auf einmal nervös. »Der Job ist zwar nicht gut bezahlt, ich bin aber froh, daß ich…«

»Nichts wird Ihnen passieren. Sagen Sie uns nur, wo wir Mr. Oziko finden können?«

»Er ist in der Pause.«

»Und wo?«

»Es gibt hier einige Schritte weiter eine kleine Bar, die…«

»Kenne ich«, sagte Yakup. »Und vielen Dank noch mal für deine Mühe.«

Wir ließen ein etwas verstört wirkendes Girl stehen, als wir weitergingen und die Bar suchten. Lange brauchten wir nicht zu gehen.

Das Lokal fanden wir in einer schattigen Ecke. Vor der mit einer Gardine verdeckten Scheibe standen zwei Tische und drei Stühle.

Drinnen war mehr los. Wir hörten die Stimmen der Gäste.

Als wir eintraten, wandten sich die Köpfe der meisten Anwesenden uns zu. Es waren nur Männer vertreten. Und zwar schöne Männer.

Schlank, schmalhüftig, so richtig nach Mode und Werbung duftend. Sie trugen Sachen, die ich nie anziehen würde. Hier einen Schal, da eine Rüsche, ein Käppi, Pumphosen und sehr weit geschnittene Hemden.

Das waren wirklich Schönlinge, die sich an der Theke drängten und über ihre Problemchen diskutierten.

San Francisco hat ja den Ruf, Hochburg der Homos zu sein. Hier bekamen wir diesen Ruf bestätigt.

»Ei, ei, ei, wer kommt denn da«, wurden wir von einem schwarzhaarigen Typ angesprochen, wobei er gleichzeitig mit seinen künstlichen Wimpern klimperte.

»Wir sind die Osterhasen«, erklärte ich, als ich mich an ihm vorbeidrängte, denn ich hatte im Hintergrund sitzend einen japanischen Gast erkannt. Das war bestimmt Oziko.

»Dann habt ihr ja eure Eier mit«, rief der Schwarzhaarige und lachte hell über seinen Witz.

Oziko hockte an einem der kleinen Tische. Es standen nur zwei Stühle zur Verfügung. Ich holte mir noch einen, während Yakup

bereits seinen Platz einnahm und von dem Japaner mit einem ärgerlichen Blick bedacht wurde, weil er sich nicht woanders hinsetzte.

»Es sind noch andere Plätze frei«, hörte ich ihn sprechen, als ich mit meinem Stuhl kam.

»Wir wollten aber zu Ihnen«, erklärte ich.

Jetzt schaute er auf. Oziko paßte nicht zu den Leuten am Tresen.

Er trug einen dunkelgrauen Anzug, hatte die Krawatte exakt gebunden und das dunkle Haar gescheitelt. Er musterte uns durch die Gläser einer Goldrandbrille.

Sein Blick war leicht ärgerlich. Die japanische Höflichkeit ging nicht so weit, daß er uns noch einlud.

Bevor er etwas sagen konnte, hatte ich bereits das Wort übernommen.

»Es geht um eine Tote!« Ich fiel direkt mit der Tür ins Haus, um ihm nicht erst großartig zum Überlegen kommen zu lassen.

»Wie meinen Sie?«

»Helen Price«, präzisierte Yakup Yalcinkaya.

Oziko trank einen Schluck Tee. Danach nickte er. »Ich kannte sie. Es tut mir leid, daß sie so umkommen mußte.«

»Und Sie haben nichts davon gewußt?« fragte Yakup.

Er lächelte. »Wie sollte ich?«

»War nur eine Annahme. Es hätte ja sein können, daß Sie mehr wissen als die Polizei.«

Der Japaner legte die Stirn in Falten. »Ich glaube, daß ich mir diese Unterstellungen nicht zu gefallen lassen brauchen«, erklärte er. »Das ist eine Unverschämtheit von Ihnen, junger Mann.«

»Was wissen Sie über Shimada?« fragte ich ihn.

»Ist das eine neue Schuhmarke?« Er grinste mich bei dieser Frage kalt an.

Ich war überzeugt davon, daß er mich anlog. Aber beweisen konnten wir es ihm nicht.

Yakup knirschte mit den Zähnen. Ich spürte, wie groß seine Wut war und bewegte beruhigend die Hand. Es war am besten, wenn er die Ruhe behielt.

»Sie kennen also keinen Shimada?«

»Nein.«

»Und Ninja auch nicht?«

»Doch«, gab Oziko überraschend zu. »Man hört in letzter Zeit davon. Ich sah Kinoplakate…«

»Ich meine echte Ninja.«

»Nein, das tut mir leid. Haben die denn überlebt? Ich dachte immer, sie wären längst ausgestorben.«

»Helen ist durch einen Ninja ermordet worden!« zischte Yakup.

»Waren Sie dabei?«
Bevor mein türkischer Freund eine unüberlegte Antwort geben konnte, stieß ich ihn an. Er nickte nur und schwieg.
Der Ober tänzelte herbei. Er war ganz in Weiß gekleidet und hatte Rouge auf die Wangen gelegt. Bevor er nach einer Bestellung fragen konnte, erhoben wir uns. Ich benutzte fast dieselben Worte wie Lieutenant Gomez sie bei unserem Abschied gesprochen hatte.
»Wir hören noch voneinander.«
»Wollen Sie nichts bestellen?« rief der Ober.
»Heute nicht«, erwiderte ich. »Es ist uns hier zu warm.«
Er lächelte noch süßsauer, als wir bereits das Lokal verlassen hatten.
Yakup blieb vor mir stehen. Er hatte beide Hände zu Fäusten geballt.
Voller Wut steckte er.
»Jetzt mach nur keinen Fehler«, sagte ich. »Behalte um Himmels willen die Nerven.«
»Es fällt mir so schwer.«
»Die Spur haben wir gelegt. Ich bin gespannt, ob der Fisch angebissen hat.«
»Glaubst du denn daran?«
»Wenn Oziko mitmischt, weiß er jetzt, daß ihm jemand auf der Spur ist. Dann muß er einfach reagieren.«
»Und uns töten lassen.«
»Das kann sein.«
»Ich werde mir eine Waffe besorgen müssen«, erklärte Yakup.
»Und an welche hast du gedacht?«
»Nunchaki. Würgehölzer. Damit kann ich gut umgehen. Ich bin darauf trainiert worden.«
»Wenn du meinst.«
»Du hältst nicht viel davon?«
»Nein, ich mag diese Dinge nicht. Auch keine Wurfsterne.«
»Manchmal wird man eben dazu gezwungen.«
Wenn er das so sah, hatte er recht. Ich verließ mich auf die gute alte Beretta und auf meine Fäuste. Dabei wußte ich selbst, wie gefährlich Ninja waren. Und wenn es sich dabei um Ninja-Zombies handelte, steigerte sich ihre Gefährlichkeit noch.
Ferner paßte mir es nicht, daß sich Suko nicht in meiner Nähe befand.
Mit meinen Informationen hätte er sicherlich etwas bei seinen »Vettern« anfangen können.
»Was wirst du jetzt tun?« fragte mich Yakup.
»Es bleibt uns nichts anderes übrig, als ins Hotel zurückzukehren.«
»Und Oziko?«
Ich verzog die Lippen. »Das ist so eine Sache. Wo bekommen wir Informationen über ihn her?«

»Bei der Polizei.«
»Ich glaube kaum, daß der FBI bereit sein wird, uns mit Daten über Oziko zu versorgen.«
»Ich habe auch keine Beziehungen«, erklärte Yakup.
»Hast du denn Zeit?«
»Wieso?«
»Schließlich bist du Student und da…«
»Setzt man hin und wieder aus«, erklärte mir Yakup. »Ich muß erst wissen, wer Helen getötet hat. Ich hätte sowieso nicht ruhig studieren können. Meine Gedanken wären immer zu ihr abgeschweift. Es ist besser, wenn ich aussetze.«
Das war sein Problem.
Ich hatte andere. Oziko arbeitete bei einem Konzern der sich Nippon Shoe's nannte. Ich hatte einiges gelesen und auch Gerüchte über die Kämpfe der Konzerne gehört. Oft befehdeten sie sich untereinander mit nicht ganz sauberen Mitteln. Da gab es Bestechungen, Erpressungen, und reichten diese nicht aus, wurde auch mal jemand von der Bühne geholt. Dafür gab es die internationalen Killer.
Es gab einen Geheimbericht, der besagte, daß Ninja auch für Konzerne killten. Sie wurden als Mörder gedungen, obwohl dies mit ihrer Lebensauffassung überhaupt nicht zu vereinbaren war. Wie das nun im einzelnen zusammenhing, wußte ich nicht, war nur über den Gedanken gestolpert, weil in diesem Fall ein Schuhkonzern eine Rolle spielte.
Hatte Helen vielleicht etwas entdeckt, das den anderen gefährlich werden konnte, und man sah nur die Möglichkeit, sie aus dem Weg zu räumen? Dies durfte ich nicht unbedingt von der Hand weisen und war schon gespannt, wie es weiterlaufen würde.
Wir hatten kein Taxi genommen. Außerdem drängte die Zeit nicht, so daß ich mir Frisco ein wenig anschauen konnte. Hier machte es noch Spaß, zu Fuß zu gehen, im Gegensatz zu Los Angeles, wo jeder nur mit dem Wagen fuhr.
Wir erreichten unser Hotel und spürten schon vor dem Kasten die Kühle des Wassers. Der Wind trug den Sprüh der Brunnen gegen unsere Gesichter.
Yakup Yalcinkaya war in den letzten Minuten einsilbig gewesen.
Er hatte nur mehr zu Boden geschaut und sagte auch jetzt nichts, als wir die Halle betraten.
Ich ging zur Rezeption. Vielleicht lag dort eine Nachricht für mich von Suko.
Es war nichts da.
Yakup hatte sich gesetzt. Ich kam zu ihm und erklärte ihm, daß Suko sich nicht gemeldet hatte.
»Schade, daß wir nicht wissen, wo er sich aufhält.«

»Der kommt schon wieder, keine Sorge. Oder läßt zumindest von sich hören.«

»Man sitzt untätig herum.«

Das taten wir tatsächlich, denn auch ich hatte meinen Platz gefunden.

»Wobei ich immer noch glaube, daß Oziko reagieren wird, wenn er in dem Fall mitmischt.«

»Das möchte ich fast hoffen.«

»Mehr Informationen über Ninja könnten wir bei deinen Lehrmeistern bekommen. Sollen wir zu ihnen gehen?«

»Jetzt?«

»Es wäre nicht schlecht. Vielleicht haben wir später keine Zeit mehr. Ich brauche über Shimada…«

Yakup schüttelte den Kopf. Auch sein Gesichtsausdruck veränderte sich plötzlich.

»Was hast du?« fragte ich ihn.

Mit einer gleitenden Bewegung stand der Türke auf. Er schaute über die Hibiskussträucher hinweg in die Weite der Halle. Dabei war sein Körper ziemlich starr geworden. »Irgend etwas habe ich gesehen«, flüsterte er dabei.

»Und was?«

»Ninja…«

Dieses eine Wort alarmierte mich. Auch mich hielt nichts mehr auf dem Sitz. Ich schaute ebenfalls in die Richtung, in die auch mein Begleiter blickte.

»Wo denn?«

Yakup drehte sich um. »Ich habe sie gesehen«, sagte er bestimmt.

»Und woran hast du sie erkannt?«

Er hob die Schultern. »So etwas merkt man eben. Eine Erklärung kann ich dir auch nicht geben. Jedenfalls werden wir beobachtet, John. Verlaß dich darauf.«

Ich runzelte die Stirn. Das gefiel mir überhaupt nicht. Eine Gänsehaut lief über meinen Rücken. Unter den brennenden Blicken irgendwelcher Ninja-Krieger zu stehen, war nicht empfehlenswert.

Beide drehten wir uns um und tasteten mit den Blicken die gewaltige Halle des Hotels ab.

Nichts zu sehen…

Nur der übliche Trubel. Menschen kamen, andere gingen, wieder andere trafen sich in der Halle. Ich schaute auch in die Höhe zu den gläsernen Galerien und Wandelgängen, die in der ersten Etage lagen.

Dort hatten sich kleine Geschäfte etabliert. Man bekam Schmuck, Modeartikel, Spielzeug und einiges mehr. Natürlich auch Souvenirs.

Nur keine Ninja.

»Da sind sie!« Yakup stand neben mir und deutete in die Höhe.

Auf der Galerie sah ich sie. Es waren zwei Männer, die nebeneinander standen und nach unten schauten.

»Bist du sicher?«

»Ja, schau dir ihre Anzüge an.«

In der Tat hoben sie sich von den übrigen Menschen ab. Sie trugen dunkelblaue, kuttenähnliche Gewänder, die an der Hüfte endeten.

Kampfkittel der Ninja-Krieger.

Im nächsten Augenblick verschwanden sie. So schnell, so lautlos, daß es schon erschreckend war. Ich hatte erlebt, wie schnell sie sein konnten, auch jetzt hatten sie es mir bewiesen.

»Das sieht nicht gut aus«, sagte Yakup. »Sie werden auf eine günstige Gelegenheit warten…«

»Und dann?«

»Schlagen sie zu!«

Diese drei Worte ließen mich noch wachsamer werden. Ich dachte an die Menschen in der Halle. Wenn die Ninja einmal kämpften, blieb kein Auge trocken und auch nichts heil. Sie nahmen auf nichts Rücksicht, die sprangen durch Wände, das heißt, sie zerhämmerten sie.

Keine berauschenden Aussichten.

»Wir sollten sie aus der Hotelhalle locken«, schlug ich meinem neuen Freund vor.

»Das wäre nicht schlecht. Hier werden sie…«

Ein Schrei ließ Yakup verstummen. Keiner von uns hatte ihn ausgestoßen, es war eine Frau gewesen, die mitten in der Halle stand und auf die Rauchwolke deutete, die plötzlich aufwallte.

Rauch im Hotel?

Da hatte jemand eine Rauchbombe geworfen. Ich sah zur Galerie hoch, erkannte, wie ein Arm über den Rand geschoben wurde, um in nächsten Augenblick eine Rauchbombe zu schleudern.

Die zweite prallte fast vor meine Füße, explodierte sofort und entließ die dichten Nebelschwaden. Ich hörte noch das Zischen und war im nächsten Moment eingehüllt.

Ein paar Schritte lief ich zurück. Gleichzeitig vernahm ich eine Sirene, die sogar das Schreien der Menschen übertönte.

Jemand hatte Alarm ausgelöst. Das war auch gut so, denn die beiden Ninja griffen an.

Sie machten uns die Halle zur Hölle!

***

Suko hatte sich von seinen beiden Freunden getrennt, um sich in die Szene zu begeben. Er, der überall auf der Welt verteilt seine »Vettern« sitzen hatte, begab sich in die Nähe des Hafens, denn dort hoffte er, einige Informationen zu bekommen.

Die meisten Vorfahren der Chinesen, die jetzt in Frisco lebten, waren aus Rotchina geflohen. Ihre Söhne und Töchter hatten die alte Heimat nie gesehen, dennoch fühlten sie sich mit ihr verbunden, und es wurden vor allen Dingen die alten Traditionen gepflegt.

Chinesisches Leben, chinesisches Essen, die Verbundenheit der Familien, untereinander, all das trug dazu bei, aus diesem Völkchen eine verschworene Gemeinschaft zu machen.

Suko kannte sehr viele seiner Landsleute. Er wußte, wo sich die großen Sippen niedergelassen hatten, und ihm war auch bekannt, daß sich eine Sippe sehr gut in Frisco etabliert hatte.

Normalerweise betrieben Chinesen Reinigungen. Die Leute, zu denen Suko wollte, hatten sich auf etwas anderes spezialisiert. Sie hatten Restaurants eröffnet. Speziell Fischrestaurants, und das größte von ihnen befand sich auf einem Schiff.

Ein Taxi hatte Suko in den Hafen gebracht. Und hier empfing ihn wieder eine andere Welt.

Menschen aller Nationen und Rassen bevölkerten das Gebiet. Sie gingen durch die schmalen Gassen, bevölkerten die Lokale, hockten an den Anlegestellen der Ausflugsboote oder fuhren mit ihren beladenen Booten durch das Hafenbecken, um die Dinge des täglichen Lebens zu verkaufen.

Die Boote waren hoch mit Nahrungsmitteln beladen. Obst und Gemüse stapelten sich, aber auch kleine Garküchen waren auf den Booten untergebracht. Wer eine schnelle Mahlzeit einnehmen wollte, bekam sie gleich an Ort und Stelle zubereitet.

Es roch nach Wasser, nach Fisch und nach Menschen. Ein regelrechtes Konglomerat von Düften und Gerüchen, an die sich Suko mittlerweile gewöhnt hatte.

Er suchte nur sein Ziel.

Einen Landsmann, der eine Karre hinter sich herzog, hielt er an und fragte nach Chu Weng.

Der andere schaute ihn erstaunt an. »Was willst du von dem großen Chu Weng?«

»Ich komme von weit her und möchte mich bei ihm stärken.«

»So ist das.« Der Mann nickte und erklärte Suko den Weg.

»Hattest du etwas anderes angenommen?« erkundigte sich der Inspektor, nachdem er sich bedankt hatte.

»Ja, denn viele wollen zu Chu Weng, um ihn auszuspionieren. Wir müssen ihn schützen, denn er ist der große alte Mann bei uns. Amerikanische Banden versuchen, die Kontrolle über ihn und seine Geschäfte zu bekommen.«

»Du meinst die Mafia?«

»Das Böse hat viele Namen, mein Freund«, antwortete der Mann.

»Ich wünsche dir einen gesegneten Tag.« Mit diesen Worten

verschwand er.

Sieh an, dachte Suko. Auch hier gibt es Schwierigkeiten. Er wollte sich überraschen lassen.

Der Pier, über den er schritt, war breit. Die großen Überseeschiffe legten hier nicht an. Man sah sie nur wie majestätische Bauwerke vorbeifahren.

Fern im Hintergrund grüßte das Gerüst der Golden Gate Bridge.

Dieses Bauwerk war für den Spaziergänger ein ständiger Begleiter.

Suko entdeckte das Boot bereits von weitem. Es war ein alter Raddampfer, und er befand sich in einem Becken, das wie eine runde Zunge in den Pier hineinstach.

Dorthin lenkte Suko seine Schritte. Er ging jetzt schneller, weil er unbedingt mit Chu Weng reden mußte. Dabei war Suko schon froh, daß der alte Chu Weng noch lebte und sich hoffentlich auch noch erinnerte.

Ein breiter Steg verband das Restaurant-Schiff mit dem Pier. Bevor der Steg begann, konnte jeder Gast einen Teil der Speisekarte lesen.

Was es an frischen Gerichten gab, war auf eine Tafel geschrieben worden, die, für jeden gut sichtbar, an einem Fahnenmast befestigt war.

Die Speisen interessierten den Chinesen nicht. Er wollte nur mit Chu Weng reden.

Gemächlich schlenderte er an Bord. Das große Kabinendeck war umgebaut worden und beherbergte jetzt das Restaurant. Ein roter Pappdrache begrüßte die Gäste. Die Figur hatte ihr Maul weit aufgerissen und spie gelbes Feuer, das auch aus Pappe bestand.

War es auf dem Pier ziemlich warm gewesen, so empfing Suko eine angenehme Kühle innerhalb des Restaurants. Die zahlreichen dunklen Tische waren so aufgebaut worden, daß sie nur mehr nahe der Fenster standen, die sowohl backbord als auch steuerbord lagen.

Der Inspektor suchte sich einen Platz auf der Backbordseite aus. Es herrschte noch nicht viel Betrieb. Außer ihm saßen noch vier Gäste in dem großen Restaurant.

Suko schaute auf die Speisekarte. Er wollte etwas trinken und vielleicht eine Kleinigkeit zu sich nehmen.

Lautlos kam der Ober, blieb neben dem Tisch stehen und lächelte höflich.

»Ich hätte gern ein Mineralwasser.«

»Sehr wohl. Auch etwas zu essen?«

»Da überlege ich noch.«

»Natürlich, gern.« Der Ober verzog sich wieder. Suko wollte ihn nach Chu Weng fragen, wenn er zurückkam.

Das dauerte nicht lange. Bevor der Ober seine Frage nach dem Essen wiederholen konnte, hatte Suko bereits seine gestellt. »Kann ich

vielleicht Chu Weng sprechen?«

Der Mann neben Suko erschrak so heftig, als hätte der Chinese etwas Verbotenes gesagt. »Chu Weng?« flüsterte er. »Das ist unmöglich. Der große weise Mann ist…«

»Auf dem Schiff«, vollendete Suko.

»Das stimmt, aber…«

»Tu mir einen Gefallen und sage ihm, daß Suko angekommen ist. Der Mann aus London, der den schwarzen Drachen besiegt hat. Dann weiß er schon Bescheid.«

Der Ober zog sich zurück. Dabei nickte er ein paarmal. Auf sein Gesicht stahl sich so etwas wie Ehrfurcht. Anscheinend hatte der Name des schwarzen Drachen eine gewisse Assoziation in ihm ausgelöst.

Suko lächelte still vor sich hin und trank sein Wasser in langsamen Schlucken.

Es dauerte nicht lange, da kam der Ober zurück. Diesmal war er aufgeregt, es mußte etwas passiert sein. »Chu Weng läßt dich grü ßen, Suko, und ist bereit, dich zu empfangen.«

»Na, das wußte ich doch.« Der Inspektor lächelte und stand auf.

Kaum hatte er die ersten Schritte zurückgelegt, als sich zwei Männer in hellen Anzügen aus schattigen Nischen lösten und Suko in die Mitte nahmen.

Sie waren das Begleitkommando für den Inspektor, der die Spielregem kannte und nichts dagegen einzuwenden hatte.

Sie verließen den Restaurantkomplex, gingen an der Küche vorbei und erreichten einen Gang, der vor einer verschlossenen Tür endete.

Hier mußte Suko stehenbleiben und wurde nach Waffen abgesucht.

»Ich trage eine Pistole bei mir«, erklärte er. »Ihr braucht sie mir nicht abzunehmen. Die Peitsche auch nicht. Ich bin gekommen, um mit einem Freund zu sprechen.«

Während Suko dies sagte, hatte er festgestellt, daß sie beobachtet wurden. Unter der Decke hatte er das Auge einer Kamera gesehen.

Wahrscheinlich saß Chu Weng vor einem Monitor und schaute sich alles in Ruhe an. Er ließ auch seine Stimme ertönen. Sie drang aus den Rillen eines Lautsprechers.

»Laßt meinen Freund so zu mir«, vernahm Suko das etwas verzerrte Organ. »Ich vertraue ihm.«

Die beiden Leibwächter verbeugten sich in Richtung Kameraauge.

Dann öffneten sie die Tür.

Dahinter lag eine andere Welt. Vielleicht hatte es früher hier einmal die einzelnen Kabinen gegeben. Jetzt allerdings war davon nichts mehr zu sehen. Sämtliche Zwischenwände waren entfernt worden, so daß Suko einen großen Raum betrat, der mit Seidenteppichen belegt war.

Fenster gab es keine, dafür eine Klimaanlage, die für angenehme Temperaturen sorgte. Die Innenwände zeigten gemalte Szenen aus der chinesischen Mythologie. Das Drachenmotiv kehrte immer wieder.

Modern in diesem Raum war der große Schreibtisch, hinter dem Chu Weng saß. Eine Gegensprechanlage, ein Monitor, ein kleiner Telefoncomputer, das alles paßte nicht in die Welt des alten China und gehörte in die Jetztzeit.

Der Schreibtisch bestand aus dunklem Holz und war für den dahintersitzenden Mann eigentlich zu klein.

Die beiden Leibwächter blieben respektvoll an der Tür stehen, während Suko vorging. Chu Weng schickte seine Männer weg. Sie verschwanden lautlos.

Der Inspektor blieb dicht vor dem Schreibtisch stehen, verbeugte sich und begrüßte Chu Weng in blumigen Worten.

Der alte Chinese stand sogar auf. Er reichte seinem Gast nach europäischer Art die Hand.

Suko nahm sie entgegen. Die Haut fühlte sich sehr kalt an. Zudem war sie trocken.

»Ich freue mich, dich gesund und munter zu sehen, mein Freund Suko. Deine Taten haben sich bis zu mir herumgesprochen. Du bist ein Mann geworden, den die Mächte der Dunkelheit fürchten.«

»So schlimm ist es nicht, weiser Chu Weng. Man übertreibt viel, wenn man erzählt.«

»Die Berichte, die mich erreichen, entsprechen schon der Wahrheit«, erklärte der alte Mann und ließ die Hand seines Besuchers los.

Er kam um seinen Schreibtisch herum und ging auf eine Sitzgruppe zu, die im Hintergrund des Raumes stand.

Suko folgte ihm. Dabei hatte er Zeit, den anderen zu beobachten.

Chu Weng trug einen dunklen Anzug, ein weißes Hemd und eine Krawatte.

Er kleidete sich gern westlich, auch wenn er in einer Umgebung lebte, die der westlichen Machart widersprach. Er war sehr klein, fast zierlich.

Der schmale Kopf schaute aus dem Kragen und wirkte wie der Schädel eines Vogels. Er besaß auch keine Haare.

Suko wartete, bis Chu Weng seinen Platz gefunden hatte, dann ließ auch er sich nieder. Das Gesicht seines Gegenübers war glatt.

Trotz des hohen Alters zeigte es kaum eine Falte.

Tee wurde gebracht. Ein weiß gekleideter Diener servierte ihn in hauchdünnen Porzellantassen.

Als der Mann verschwunden war, tranken die beiden zur Begrüßung und redeten anschließend über vergangene Zeiten. Suko kannte so etwas. Das gehörte zur Zeremonie. Er fühlte sich wieder zurück in die Jahre versetzt, als er noch nicht in London lebte. Sie sprachen von

gemeinsamen Bekannten und von der Schule, in der Suko erzogen worden war. Jahre zuvor hatte auch Chu Weng dort seine Ausbildung bekommen. Das war ähnlich wie bei den Pfadfindern.

Plötzlich waren die Gemeinsamkeiten da, und es lag auf der Hand, daß der eine den anderen unterstützte.

Nur allmählich stießen sie zum eigentlichen Kern des Problems vor.

Suko berichtete über den Grund seines Besuches.

»Ich bin gekommen, um gegen einen Dämon und dessen Macht anzukämpfen. Die Spur brachte mich hierher. Ich kam in eine Stadt, die für mich fremd ist, und bin auf Hilfe angewiesen.«

»Deine Sorgen sind auch die meinen, Suko. Bitte, sprich dich ruhig aus!«

»Es geht um Ninja.«

Der alte Mann nickte, als hätte er nichts anderes erwartet. »Ninja«, wiederholte er und schaute auf seine Teetasse. »Ja, ich habe von ihnen gehört. Sie können sehr wertvoll für eine gute Sache sein, aber auch sehr schlimm.«

»Das trifft für mich zu.«

»Wer ist es?«

»Shimada!«

»Ein Dämon.«

Suko nickte.

»Manchmal«, bekam er zur Antwort, »liegen die chinesische und die japanische Mythologie dicht beisammen. Auch wir wissen über Shimada Bescheid. Ist er nicht verbannt worden? Hat er nicht den Fächer?«

»Das stimmt, aber er ist zurückgekehrt. Die lebende Legende ist wieder da. Sie hat bereits gemordet.«

»Wer wurde getötet?«

Suko erzählte von Helen Price.

»Wir hörten davon«, erwiderte Chu Weng. »Auch wir waren bestürzt, aber wir verfolgten den Fall nicht weiter, obwohl wir eigentlich hätten aufmerksam werden müssen, denn man hat sie auf eine bestimmte Art und Weise getötet, indem man sie köpfte.«

»Das stimmt, großer Chu Weng.«

»Und dies hat Shimada getan?«

»Ich weiß es nicht genau. Zumindest waren er und seine Helfer daran beteiligt.«

»Und was kann ich für dich tun, Suko?«

»Ich möchte dich bitten, deinen Leuten zu sagen, daß sie die Augen aufhalten. Irgendwo müssen die Ninja Spuren hinterlassen. Die können nicht einfach auftauchen, töten und spurlos verschwinden. Daran will ich nicht glauben.«

»Da hast du recht, Suko. Woher kamen sie?«

»Aus dem Meer.«
Chu Weng verzog keine Miene, als er die Antwort vernahm. Daß er durchblickte, bewies seine nächste Frage: »Sind es lebende Ninja, oder gehören sie bereits ins Reich der Toten?«
»Das habe ich noch nicht herausgefunden, weil wir keinen Kontakt zu ihnen hatten. Es wird ihnen allerdings bekannt sein, daß mein Freund John Sinclair und ich uns in der Stadt aufhalten. Wenn Shimada das erfährt, wird er alles daransetzen, um uns zu töten. Deshalb möchte ich dich bitten, sehr vorsichtig zu sein.«
Chu Weng lächelte. »Ich danke dir, Suko, aber wir sind es gewohnt, von Feinden umgeben zu sein.«
»Natürlich, verzeih.«
»Es gibt nichts zu verzeihen. Ich freue mich sehr, daß es dir gutgeht und du deinen Weg gemacht hast. Viele, die bei den Mönchen waren, sind ihre Wege gegangen. Aufrecht, demütig, aber stets bereit, dem Guten zu frönen.«
»Du kennst sie noch?«
»Ja, ich habe mit manchen gesprochen. Sie kämpfen für die gute Sache und würden nicht zögern zu kommen, wenn sie gebraucht werden. Du verstehst, was ich damit sagen will?«
»So ungefähr. Dann willst du sie vielleicht holen?«
»Das ist richtig. Sollte es zu einem großen Kampf kommen, müssen wir gute Männer haben, auf die wir uns verlassen können. Ich werde Boten ausschicken, um ihnen Bescheid zu geben.«
»Sind sie nicht zu weit weg?«
»Manche leben in Amerika.«
»Dann würde es mich freuen, wenn du mir diese Unterstützung gibst. Ich weiß nicht, wie viele Schergen Shimada auf seiner Seite hat. Wenige werden es nicht sein.«
»Das glaube ich auch, Suko.« Chu Weng lächelte. »Und wie geht es deinem besten Freund, John Sinclair?«
»Er kämpft wie ich, aber es ist ein schwerer Kampf. Manchmal frage ich mich, ob wir ihn überhaupt gewinnen können, denn das Böse kommt mir fast allmächtig vor.«
Ernst bewegte der alte Mann den Kopf. »Es ist wie eine Schlange. Hast du einen Kopf abgeschlagen, wächst der andere sofort nach. Manchmal sogar zwei oder drei.«
»Wie Shimada.«
»Weißt du, was er will? Was ihn dazu treibt, die grauenvollen Taten zu tun?«
»Ich kann nur spekulieren.«
»Bitte, ich höre.«
»Shimada will Fuß fassen. Die lebende Legende hat lange genug im Hintergrund gelauert. Beim ersten Versuch ist es ihm mißlungen, jetzt

hat er den zweiten gestartet und möchte in die Welt der Lebenden hinein, um sie an sich zu reißen.«

»Welcher Mittel bedient er sich?«

»Nur der reinen Gewalt. Zudem kann er sich auf Diener verlassen, die alles für ihn tun.«

»Auch Tote?«

Suko nickte ernst. »Auch die. Er kennt den Zauber, um Tote aus den Gräbern zu holen. Er weiß genau Bescheid. Er ist furchtbar. Die Geheimnisse des alten Japan sind ihm nicht fremd. Totenkult, Leichenmagie, wir müssen damit rechnen.«

»Weshalb kam er aus dem Wasser?« fragte Chu Weng.

Suko hob seine Schultern. »Ich weiß es leider nicht. Er ist schon beim erstenmal aus der Tiefe gekommen. Das blaue, tiefe, stille Wasser ist seine magische Heimat gewesen. Shimada ist bereit, den Schrecken zu bringen, und wir müssen versuchen, ihn zu stoppen.«

»Ich werde die Schüler alarmieren. Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren«, sagte der alte Mann.

»Es kann aber Tote geben«, warf Suko ein.

»Alle sind bereit, für die gerechte Sache zu sterben«, erwiderte Chu Weng. »Hast du diesen Schwur nicht auch getan, Suko?«

»Ja, ich erinnere mich daran.«

»Und du wirfst dein Leben fast jeden Tag in die Waagschale«, erklärte Chu Weng. »Es ist…« Er verstummte, denn er hatte ein dumpfes Geräusch gehört.

Auch Suko war aufmerksam geworden. Das Geräusch war auf dem Schiff erklungen, aber nicht vom oberen Deck oder aus dem Restaurant, sondern dort, wo der weißgekleidete Diener hergekommen war und den Tee serviert hatte.

Dieser Mann erschien wieder.

Er rammte die etwas versteckt liegende Tür auf. Mit einer Drehung und torkelnden Schritten betrat er den Raum, in dem sich die beiden Männer aufhielten.

Suko sprang in die Höhe, während der alte Chu Weng sitzenblieb und einen Knopf drückte, der bei seinen beiden Leibwächtern das Alarmsignal auslöste.

Der Diener wandte sich um. Auf seinem Gesicht stand wie festgeschrieben das Entsetzen.

Und die Männer sahen das Blut.

Jemand hatte ihn hart erwischt. Von den Schultern war die Jacke aufgefetzt worden. Die beiden schräg laufenden Schnitte berührten sich etwa in Hohe des Bauchnabels. Erst als der Mann fast den Tisch erreicht hatte, sah Suko, wie tief die Wunden gerissen worden waren. Das konnte der andere nicht überleben.

Er brach zusammen.

Suko mußte zur Seite springen, sonst hätte ihn der Körper noch erwischt. Ihn aufzufangen, blieb keine Zeit mehr, denn aus derselben Tür, aus der er gekommen war, drangen die beiden anderen.

Blaugekleidete Gestalten mit Tüchern vor den Gesichtern, die nur mehr ihre Augen freiließen.

Ninja!

Und bewaffnet.

Suko sah in ihren Händen die gefährlichen Schwerter, die sie so perfekt zu führen verstanden und mit blitzschnellen Schlägen fauchend die Luft zerschnitten.

Suko nahm auf nichts mehr Rücksicht. Er riß den schmalen Tisch hoch, der vor der Sitzgruppe stand, kippte ihn danach um und schleuderte Chu Weng dahinter in Deckung.

Gleichzeitig erschienen die beiden Leibwächter, die der alte Mann durch den Knopfdruck alarmiert hatte.

Schwerter hielten die Ninja fest, die Männer trugen schwere Pistolen, deren Läufe aus ihren Fäusten stachen.

Sie sahen die Ninja, entdeckten die gefährlichen Schwerter und taten das einzig Richtige.

Sie schossen.

Das Krachen der Schüsse erfüllte den Raum. Die Ninja bekamen die Kugeln mit, wurden zu Boden geschleudert, überrollten sich dabei und kamen wieder auf die Füße, als wäre nichts geschehen.

Da wußte Suko, daß er es wieder einmal mit Ninja-Zombies zu tun hatte…

***

Zuerst drang mir der urige Schrei aus der Rauchwolke entgegen, dann kam der Kämpfer selbst.

Was um mich herum noch alles passierte, konnte und durfte mich nicht mehr interessieren, die beiden Ninja waren wichtiger. Einer von ihnen griff mich an.

Er befand sich in der Luft. In seiner Faust hielt er kein Schwert, wie ich es eigentlich erwartet hätte, sondern eine Kette, an deren Ende sich eine Stahlkugel befand. Wer davon getroffen wurde, stand nicht mehr auf.

Ich eilte zurück, gab nicht acht und fiel rücklings in eine dieser Blumenanlagen.

Sofort behinderten Zweige und Blätter meine Sicht. Ich bekam es mit der Angst zu tun, schaufelte meinen Oberkörper wieder in die Höhe und packte einen Blumenkübel.

Ihn schleuderte ich dem Ninja entgegen.

Er hatte schon zum Schlag ausgeholt, als ihn der Kübel traf. Zwischen Gesicht und Magen bekam er ihn mit, konnte diesen Treffer nicht so

ohne weiteres verdauen und kippte zurück.

Ich hatte für einen Moment Zeit bekommen, wobei sich der Rauch immer weiter ausbreitete, und mir den Atem nahm.

Ich mußte weg.

Hustend zog ich mich zurück. Die anderen Gäste in der Halle rannten an mir vorbei. Ich sah sie schatten- und schemenhaft, hörte ihre entsetzten Schreie und vernahm auch das Splittern von Glas.

Das alles waren Begleiterscheinungen, die zu dieser Hölle einfach gehörten. Für einen Moment dachte ich an Yakup. Im Gegensatz zu mir war er waffenlos, aber auch meine Waffen reichten nicht aus, um den Ninja zu stoppen.

Er war gegen Silberkugeln immun, auch das Kreuz tat ihm nichts, ich mußte ihn mit bloßen Fäusten angehen, falls es sich tatsächlich um einen untoten Ninja handelte.

Meine Schritte hatten mich ungefähr in die Hallenmitte gebracht, wo sich auch der große Springbrunnen befand. Er war der Mittelpunkt eines künstlich angelegten Teichs. Über ihn führte eine gebogene Brücke, und auf ihr kämpfte Yakup gegen einen Ninja.

Gern hätte ich ihnen für einen Moment zugeschaut, aber der andere kam schon.

Und wie er auftauchte. Seine Schlagwaffe schwang er wie ein Hammerwerfer sein Instrument. Sie riß alles mit sich, was ihren Weg kreuzte. Da fielen Sessel um, Blumentöpfe, da zerbarsten Tische.

Ich hatte die Beretta hervorgeholt und wollte endlich Gewißheit haben.

Als er sich wieder drehte und dabei noch in meine Richtung sprang, drückte ich ab.

Der Ninja hatte soeben abgehoben. Das Tuch flatterte vor seinem Gesicht, als die Kugel hineinfuhr.

Es war ein genauer Treffer, für den ich eigentlich nichts konnte, bei diesen schnellen Bewegungen war ich überhaupt froh, ihn erwischt zu haben.

Ich hörte ihn schreien und sah das Blut. Im nächsten Augenblick wurde sein Sprung gestoppt. Mit einer abgezirkelten Bewegung fiel er zu Boden und rührte sich nicht mehr.

Das war kein Zombie gewesen.

Dennoch war ich vorsichtig. Mit ausgestreckter und auf seinen Körper zielender Waffe bewegte ich mich auf ihn zu und blieb zwei Schritte entfernt vor ihm stehen.

Der Ninja lag auf dem Rücken! Noch im Tod hielt er seine Schlagwaffe fest. Mit spitzen Fingern zog ich ein Stück seines Gesichtstuches zur Seite.

Nein, den Treffer hatte er nicht überleben können.

Ich drehte mich wieder um. Was noch in der Halle geschah, nahm ich

nicht wahr, denn ich dachte an Yakup.
Er kämpfte noch immer auf der Brücke. Zum erstenmal erlebte ich ihn richtig in Aktion.
Sein Gegner war mit einem Stock bewaffnet. Er hielt ihn mit beiden Händen fest und griff an, während von der linken Seite her träge Rauchwolken auf die Brücke zutrieben.
Sie besaß nur ein schmales Geländer und war so gebaut, daß ich alles erkennen konnte.
Yakup schien explodiert zu sein.
Er ging in den Mann hinein, ich hörte ihn schreien, sah seine Handkanten wirbeln, vernahm die Treffer und das harte Schlagen des Stocks. Urplötzlich spritzten beide auseinander, als hätte es zwischen ihnen eingeschlagen.
Dann standen sie sich wieder gegenüber.
Yakup leicht geduckt. Die Arme etwas angewinkelt. Eine Hand gekrümmt, die andere zur Faust geballt.
Er ließ seinen Gegner kommen.
Es war ein gewaltiger Kampf zwischen den beiden. Ich konnte mich seiner Faszination nicht entziehen und schaute fiebernd zu.
Der Ninja war schnell.
Mit Sprüngen überwand er die Entfernung zu seinem Gegner.
Dabei schlug er mit dem Stock zu. Links, rechts – rechts, links kamen die Schläge, die Yakup sicherlich zertrümmert hätten.
Sie erreichten ihn nicht, denn aus dem Stand sprang der Türke so hoch, daß sich seine Füße in Kopfhöhe des anderen befanden.
Dann stieß er zu.
Sein Fuß kam durch, obwohl Yakup noch an der Wade erwischt wurde.
Der Ninja geriet aus seinem Angriffsrhythmus, fiel zur Seite und damit auch gegen das Geländer, das nicht sehr hoch war. Zudem hatte der Ninja noch genügend Schwung.
Er kippte hinüber.
Unter der Brücke befand sich der Teich. Hoch spritzte das Wasser auf, als der Mann rücklings hineinfiel.
Da stand Yakup schon auf dem Geländer, zögerte noch eine Sekunde und stieß sich ab.
Er prallte nicht mit seinem Gegner zusammen, sondern landete etwa eine Armlänge entfernt neben ihm.
Der Ninja war benommen. Er hatte Schwierigkeiten, sich aufzurichten, und mußte mit dem Gleichgewicht kämpfen.
Yakup kam wie ein böser Wassergeist.
Sein Schlag schleuderte den anderen zurück, bis er unter die Fontänen fiel und in dem Schleier aus Wasser verschwand.
Rauchschwaden wallten heran. Sie nahmen mir einen Teil der Sicht.

Ich sah Yakup nur noch schattenhaft, wie er ebenfalls unter die Fontänen tauchte und den anderen hochzog.
Der wehrte sich zwar noch, doch seine Bewegungen waren einfach zu lahm. Den nächsten Treffer mußte er kassieren.
Für ihn war es der Abschluß. Noch einmal spritzte das Wasser hoch, als er hineinfiel und auf dem Rücken liegenblieb. Er wäre im schienbeinhohen Wasser ertrunken, hätte Yakup nicht zugegriffen und ihn in die Höhe gezerrt. Triefendnaß schleppte er den anderen ans Trockene, wo er ihn auf den Boden legte und neben ihm kniete.
Ich mußte Yakup ein Kompliment aussprechen. Selten hatte ich einen Mann so kämpfen sehen. Suko konnte es wirklich nicht besser.
Wasser perlte über Yakups Gesicht, als er sich in die Höhe schwang und mich anschaute. »Den habe ich erwischt.«
»Und der andere ist tot.«
»Ich hörte den Schuß.«
»Er war einfach zu schnell. Ich wußte nicht, ob ich einen Zombie vor mir hatte und mußte so reagieren. Hätte ich gewußt, daß dem nicht so war, ich hätte versucht…«
Yakup Yalcinkaya winkte ab. »Mach dir keine Vorwürfe, John. Sie haben bei Helen auch keine Gnade gekannt.«
»Wobei ich mich frage, woher sie so schnell gekommen sind.«
»Da wird Oziko reagiert haben. Wir sind auf die richtige Spur gestoßen.«
Yakup nickte heftig, um seine Worte noch zu unterstreichen.
Ich mußte ihm recht geben.
Noch immer trieben die Schwaden durch die Halle. Während Yakup die Waffen des Ninja an sich nahm, blickte ich mich um. Die meisten Menschen waren geflohen. Sie standen draußen und trauten sich noch nicht herein. Das Personal hatte ebenfalls Deckung genommen. Nur sehr abwartend und vorsichtig verließen die ihre Löcher.
Ein Mann im dunklen Anzug hetzte auf mich zu. Er war in Schweiß gebadet und rang die Hände. »Gütiger Himmel, und das in unserem Hotel.«
Ich winkte ab. »Seien Sie froh, daß nicht mehr passiert ist.«
»Das haben wir Ihnen zu verdanken. Hätten Sie sich nicht so mutig den Verbrechern entgegengestellt, wer weiß, was noch alles passiert wäre. Nicht auszudenken.«
»Und Ihr Sicherheitspersonal?« fragte ich.
»Das werde ich auswechseln lassen«, versprach er mit fester Stimme.
»Dafür bezahle ich die Leute nicht.«
Wir hörten Sirenen. Es war der vertraute Klang der Polizeiwagen.
Schon bald erschienen mehrere Wagen vor dem Hotel, wurden abgebremst und Polizisten stürmten aus den Fahrzeugen.
Sie hielten schußbereite Waffen in den Händen, als sie in die Halle

stürmten und sich dort verteilten.

Es war noch jemand gekommen. Rick Gomez. Ich hatte seinen Wagen gar nicht gesehen. Er stand plötzlich in der Halle und befreite mich von den Uniformierten, die mich in eine Ecke treiben wollten. Gomez war durch eine Rauchwolke gelaufen und blieb hustend vor mir stehen.

»Und ihr beide mitten im Getümmel, nicht?«

»Es ließ sich nicht vermeiden«, sagte ich.

»Haben Sie den Mann erschossen, Sinclair?«

»Ja, es war Notwehr.«

Gomez schaute mich mit einem schiefen Blick an. »Das glaube ich Ihnen sogar.« Dann bückte er sich, um den Bewußtlosen zu untersuchen.

Dessen Gesichtsschutz war verrutscht. Wir konnten erkennen, daß es sich bei dem Mann um einen Japaner handelte.

»Der Tote ist ebenfalls Japaner«, sagte ich.

Gomez richtete sich wieder auf. Er kniff ein Auge zu und schaute uns mit dem anderen an. »Das ist alles sehr seltsam«, erklärte er.

»Wollte man Ihnen ans Leder?«

»Es kann sein.«

»Dann hatten die Leute auch einen Grund.«

»Möglich.«

»Sagen Sie ihn schon.«

»Ich weiß es nicht. Aber es scheint sich herumgesprochen zu haben, daß wir in der Stadt sind.«

Gomez verlor das Interesse an mir und wandte sich Yakup Yalcinkaya zu. »Ich habe mich ein wenig über Sie erkundigt. Ihre Freundin wurde doch umgebracht.«

»Das stimmt, Sir.«

»Suchen Sie den Mörder?«

»Ich wüßte gern, wer sich für diese ruchlose Tat verantwortlich zeigt.«

»Ein Fall mit Folgen«, meinte Gomez und strich über seinen dichten Oberlippenbart.

»Wieso, Sir?«

»Die uniformierten Kollegen wurden telefonisch auf eine Leiche hingewiesen, die in einer Dachwohnung lag. Es war eine ältere Frau. Ich bekam die Meldung zufällig mit. Seltsam ist nur, daß es genau die Frau gewesen ist, die ihrer Freundin die Wohnung vermietet hat. Zufall oder Absicht?«

»Das wissen wir nicht, Sir.«

»Sie haben nicht zufällig angerufen?« Damit fragte er mich.

»Wen?«

Der FBI-Agent winkte ab. »Schon gut. Wir kommen später noch

darauf zu sprechen.«

Mir ging es gegen den Strich, daß wir uns mit diesen Dingen herumschlagen mußten, aber es war nun nicht zu ändern. Ich wußte ja, was kam. Protokolle, Verhöre, Schreibereien, das alles hielt auf, wahrend der Gegner wieder neue Kräfte sammeln konnte.

Im Hotel wurde die Befragung nicht durchgeführt. Wir fuhren in Gomez' Büro. Es lag ziemlich hoch. Durch das Fenster fiel der Blick auf den Hafen. Dort irgendwo mußte sich Suko herumtreiben.

Wir bekamen Platz angeboten und Eiswasser zu trinken. Auch lernten wir Gomez' Kollegen kennen, einen Mann namens Myer, der aussah, als wäre sein Vater eine Bulldogge gewesen. Zwei breite Träger hielten seine Hose, die sich über dem Bauch spannten. Der stupsnasige Revolver an der Hüfte fiel kaum auf.

Myer hatte den Charme eines Nilpferds. Zudem roch er nach Schweiß.

Seine Haare besaßen die Länge von Streichhölzern. Mit uns sprach er nicht. Er hockte hinter dem zweiten Schreibtisch und schaute uns an, als wollte er uns fressen.

»Wann kommt denn Ihr Kollege zurück?« fragte ich.

»Keine Ahnung.«

»Lange bleiben wir hier nicht sitzen.«

Er lachte bellend. »Sie müssen, Mister, Sie müssen. Ob Kollege oder nicht, das spielt keine Rolle. Irgendwie scheinen Sie dicker als dick mit drinzuhängen und…«

Gomez stieß die Tür auf und kam. Er schwenkte ein Blatt Papier in der rechten Hand. Die Jacke hatte er ausgezogen.

»So ein unbeschriebenes Blatt scheinen Sie hier nicht einmal zu sein, Sinclair«, erklärte er.

»Das habe ich auch nicht behauptet.«

»Die Vorgänge in Pine Bluff sind noch in bester Erinnerung. Da haben Sie ja aufgeräumt.«[1]

»Es ließ sich nicht vermeiden. Fragen Sie den dortigen Sheriff. Dann wissen Sie Bescheid.«

»Und jetzt hacken Sie hier in Frisco herum.«

»Hacken ist wohl nicht der richtige Ausdruck.«

»Was dann?« Gomez hatte sich wieder hinter seinen Schreibtisch gehockt, während Yakup und ich auf den Arme-Sünder-Stühlen saßen.

»Wir haben uns nur gewehrt.«

»Ja, so kann man es sehen. Und wogegen?«

»Es waren Japaner.«

»Das weiß ich. Dabei frage ich mich nur, aus welchem Grunde Sie Ihnen ans Leder wollten?«

»Sprechen Sie mit dem Gefangenen.«

»Das werden wir auch. Zuvor sind Sie an der Reihe, Kollege.« Das

letzte Wort sprach er so aus, als wäre es ein Schimpfwort.
Ich hatte natürlich keine Lust, meine Karten auf den Tisch zu legen. Das war unser Fall, zudem war er auch noch ziemlich vage. Konkret hatten wir eigentlich nicht viel in der Hand.
Gomez wechselte das Thema. »Wo steckt eigentlich ihr Begleiter, der Chinese?«
»Sie sprechen von Suko, meinem Kollegen?«
»Meinetwegen.«
»Er machte einige Besuche.«
»Aha. Und wo?«
»Das kann ich Ihnen leider nicht sagen. Suko besitzt in dieser Stadt zahlreiche Verwandte.«
»Die Chinks sind ja alle miteinander verwandt«, meldete sich Myer aus dem Hintergrund.
»Das Wort Chink hätten Sie sich sparen können, Mister.«
»Reg dich ab.«
»Kommen wir wieder zur Sache«, sagte Gomez und blickte uns scharf an. »Ich will keine Japaner hier haben, denn ich bekomme da einen sehr komischen Verdacht.«
»Sprechen Sie ihn aus.«
»Yakuza.«
»Sie meinen die japanische Mafia?«
»Sehr richtig, Sinclair. Sie und ihre verdammten Killerbanden sollen in Japan bleiben. Wir haben hier in den Staaten schon genug zu tun. Auf sie können wir verzichten.«
Ich nickte. »Da gebe ich Ihnen recht. Nur – was habe ich damit zu tun?«
»Sind Sie denen mal auf die Zehen getreten?«
»Möglich.«
Gomez nahm einen Bleistift und warf ihn hart auf den Schreibtisch.
»So kommen wir nicht weiter. Sie befinden sich hier nicht in England, Sinclair, wo Sie schalten und walten können, wie Sie wollen. Das hier ist ein fremdes Land, da haben Sie nichts zu sagen.«
»Ich habe mich keines Vergehens schuldig gemacht, sondern mich nur verteidigt.«
»Okay, das glaube ich Ihnen sogar. Ich kann Sie beide auch nicht hierbehalten, aber wir werden ein Auge auf sie werfen, das sei Ihnen hiermit versichert. Vielleicht sollte man Ihnen einen Aufpasser an die Seite stellen. Mein Kollege Myer eignet sich für Aufgaben dieser Art hervorragend.«
»Was ich Ihnen abnehme.« Ich schaute auf die Uhr. »Dauert Ihr Verhör noch lange, Gomez?«
»Nein.«
»Dann können wir ja…«

Jemand stieß heftig die Tür auf. Es war ein noch junger Mann, der sein bleiches Gesicht in den Raum streckte. »Rick, Sie müssen kommen. Der gefangene Japaner…«

»Was ist mit ihm?«

»Hat sich umgebracht.«

Rick Gomez saß für einen Moment wie erstarrt auf seinem Stuhl.

Dann nahm er den Bleistift und zerbrach ihn endgültig, bevor er in die Höhe schnellte und dem Ankömmling ins Gesicht schrie.

»Seid ihr denn wahnsinnig geworden? Schafft ihr es nicht, auf einen Gefangenen aufzupassen?«

»Rick, er hatte…«

»Shit, verdammter!« Ohne sich um uns zu kümmern, verließ er das Büro.

Wir folgten ihm. Es war auch keiner da, der uns aufhielt. Den jungen Polizisten versuchte ich zu trösten. »Machen Sie sich nichts daraus. Das sind eben die Enttäuschungen in unserem Job. Es kommen auch mal bessere Zeiten.«

Am Lift holten wir Gomez ein. Er hatte die Hände geballt. Sein Blick verhieß nichts Gutes. »Denen werde ich was erzählen, ich…«

»Würde an Ihrer Stelle zurückhaltender sein.«

Im Aufzug fragte er mich: »Wieso das denn?«

»Japaner sind anders. Sie haben auch eine andere Mentalität als wir Weißen.«

»Vielleicht.«

Yakup hatte die Zeit über geschwiegen. Auch jetzt sagte er nichts, sondern schaute gegen die nüchterne Fahrstuhlwand. Bis in den kalten Keller mußten wir fahren.

Die Gittertüren zu den Zellengängen standen offen. Vor einer Zelle drängten sich mehrere Menschen. Als sie Gomez sahen, schufen sie ihm Platz. Der FBI-Agent bückte sich und schaute auf den vor der Toilette liegenden Japaner.

Ich konnte über Gomez' Schulter schauen. Der Mann war tot. Harakiri hatte er jedoch nicht gemacht, sondern sich erdrosselt. Die dünne Schnur lag noch immer um seinen Hals.

Als Gomez aufstand, war sein Gesicht bleich. Schweißperlen lagen auf der Stirn. »Wie konnte das nur passieren? Woher hatte er die Würgeschnur?« fragte er laut an seine Kollegen gewandt.

»In der Kleidung.«

»Wie?«

»Eingenäht, Sir. Das konnte keiner von uns wissen.«

»Trotzdem, es hätte nicht so weit kommen müssen.« Gomez war sauer.

»Versuchen Sie, die Identität des Mannes herauszubekommen. Vielleicht finden wir dann Spuren.«

»Geht in Ordnung, Sir.«
Wir verließen den Zellenblock. Mit nach oben ins Büro wollten wir nicht mehr fahren.
»Wir werden uns hier verabschieden«, sagte ich zu dem Lieutenant des FBI.
»Und wo werden Sie sich herumtreiben?« fragte er mich.
»Im Hotel.«
»Falls man Sie da noch wohnen läßt.«
»Das ist unser Problem. Bis später dann.« Ich ließ Gomez stehen und atmete tief durch, als wir vor dem Polizeigebäude standen und in die Sonne schauten.
»Ein mieser Typ«, sagte Yakup.
»Vielleicht müssen die Leute hier so sein. Aber der andere ist noch schlimmer. Dieser Myer.«
»Meinst du, daß wir mit dem noch Ärger kriegen?«
»Das glaube ich. Der Kerl ist ein Bluthund und wird sich bestimmt an unsere Fersen heften.«
»Soll er, wenn er lebensmüde ist.«
Irgendwie hatte Yakup Yalcinkaya damit ein wahres Wort gesprochen.
Wer sich an uns hing, stand manchmal mit einem Bein im Grab…

***

Und da stand auch Suko!
Er hatte gesehen, daß die Geschosse gegen die Ninja nichts ausrichten konnten. Und er wußte, daß er es mit Zombies zu tun hatte, die man auf eine andere Art und Weise vernichten konnte.
Nur hatten die beiden Leibwächter davon wohl keine Ahnung.
Suko mußte es ihnen sagen.
Bevor sich die Ninja zum Angriff formieren konnten, fuhr der Inspektor die Männer an. »Verschwindet, das sind Zombies!«
Sie wollten nicht.
»Weg, verdammt!«
Mehr konnte er nicht sagen, denn die beiden Ninja hatten sich schon geteilt und versuchten, Suko in die Zange zu nehmen. Sie waren sehr wendig, kaum langsamer als Suko, der mit gewaltigen Schritten den Raum durchquerte und zusah, daß er den Schreibtisch zwischen sich und die Ninja brachte.
Als er das geschafft hatte, war ihm etwas wohler.
Leider ließen ihm die beiden nicht die Zeit, die Dämonenpeitsche zu ziehen. Der erste stieß sich ab und sprang auf die Schreibtischplatte.
Sofort schlug er zu.
Er hatte die dünne Schwertklinge schräg von oben nach unten geführt.

Tief und blitzschnell mußte sich Suko ducken, um einem Treffer zu entgehen. Den Luftzug spürte er trotzdem noch.

Er sprang einen hastigen Schritt zur Seite und drehte sich erst dann wieder hoch.

Da kam schon der zweite Ninja.

Von der anderen Seite des Schreibtisches hechtete er auf Suko zu.

Im Sprung wollte er den Inspektor mit seiner Klinge tödlich treffen.

Suko konnte ausweichen. Dann hämmerte er mit der Handkante zu, schlug in Stoff und einen weichen Körper, aber so war der Ninja nicht zu erledigen.

Er kam wieder hoch.

Da hatte Suko bereits seinen Stab gezogen. Bevor er von beiden Wesen in die Enge getrieben werden konnte, rief er das Wort, das alles schlagartig änderte.

»Topar!«

Die Ninja erstarrten. Obwohl es Zombies waren, konnten sie hören, und Suko hatte ihnen den Befehl aufgezwungen. Sie rührten sich nicht von der Stelle.

Fünf Sekunden blieben dem Chinesen, um sich mit den beiden Ninja zu beschäftigen.

Töten konnte er sie nicht. Höchstens kampfunfähig machen. So rasch es ging, riß er ihnen die Schwerter aus den Händen, nahm beide Waffen an sich und sprang auf den Schreibtisch. Kaum hatten seine Füße die Platte berührt, war die Zeit um.

Die Ninja wollten die Entscheidung. Sie merkten viel zu spät, daß ihnen die Waffen genommen waren, und ihre Bewegungen wirkten lächerlich, so daß Suko eingreifen konnte.

Er tat es in der letzten Konsequenz. Von diesen Monstren durfte keines überleben.

Suko schlug zu.

Mit links und mit rechts. Beide Male traf er die Wesen absolut tödlich.

Zwei Torsi sanken zu Boden. Die Köpfe rollten unter den Schreibtisch und blieben liegen.

Suko sprang zu Boden. Er untersuchte die vernichteten Zombie-Ninja.

Da war kein Tropfen Blut zu sehen, keine durchtrennten Adern, keine Knochen, nur eine dunkle Masse, die einen Stich ins Bräunliche bekommen hatte.

Uralte Leichen, die vielleicht in irgendeinem Sumpf gelegen hatten, wer konnte das wissen?

Suko ließ die Zombies liegen und drehte sich um. Die beiden Leibwächter standen an der Tür wie zwei Denkmäler. Sie schauten Suko entgegen, der leicht lächelte und bekanntgab, daß die Gefahr endgültig gebannt war.

Chu Weng kam hinter dem Tisch hoch. Auf seinem Gesicht lag ebenfalls ein Lächeln. Seine mageren Arme streckte er aus, als er Suko entgegenschritt. »Mein Freund«, sagte er, »ich verdanke dir mein Leben. Aber ich wußte auch, daß du es schaffen würdest. Ich habe mich nicht getäuscht. Deine Lehre war eine sehr gute gewesen. Man hat dir das mitgegeben, was du im Leben brauchst. Rücksicht gegen den Schwächeren, aber Mut und Tapferkeit gegen die Mächte des Bösen.«

Der alte Mann umarmte Suko.

Und der Inspektor fühlte, daß er, obwohl er in London lebte, noch immer zu dieser großen Familie zählte, und auch nicht vergessen sein würde. Als er Suko losließ, hatte Chu Weng das Erlebte bereits verdrängt und dachte an die Zukunft.

»Es waren zwei«, erklärte er, »nur zwei. Dabei frage ich mich, wie viele noch im Hintergrund lauern?«

»Ich kann es dir nicht sagen.«

»Um so mehr drängt die Zeit. Wir müssen unsere Freunde verständigen, damit sie sich dem Grauen stellen. Wenn jeder so kämpft wie du, Suko, ist es mir nicht bange.«

»Ich bewundere deine Entschlußkraft Chu Weng.«

»Laß nur. Ich bin leider zu alt geworden, sonst würde auch ich noch kämpfen. Warte bitte auf mich.«

Mit den beiden Leibwächtern zusammen verließ der alte Mann den Raum. Er würde seine entsprechenden Instruktionen schon geben, darauf konnte sich Suko verlassen.

Es war gut, wenn man Freunde an seiner Seite wußte. Und damit dachte Suko auch wieder an John Sinclair. Er nahm sich vor, so rasch wir möglich im Hotel anzurufen und einen neuen Plan zu besprechen.

Den ersten Kontakt hatte er gehabt. Vielleicht auch John, denn Shimada kannte beide Geisterjäger.

Da Chu Weng noch nicht zurückgekehrt war, wollte Suko sich die Toten näher ansehen.

Er mußte die beiden Köpfe unter dem Schreibtisch hervorholen. Es war eine makabre Aufgabe. In ihrem Aussehen erinnerten sie den Inspektor an Schrumpfköpfe aus dem Dschungel. Nur waren diese hier wesentlich größer.

Er stellte sie auf den Schreibtisch. Dann drehte er den großen Lampenschirm, so daß die Helligkeit genau auf die Schädel fallen konnte.

Besonders fielen dem Chinesen die Augen auf.

In der Masse, die wie feuchte Baumrinde wirkte, waren es zwei blaue Kugeln. Erst jetzt nahm der Chinese dies richtig wahr. Obwohl er kein Feigling war, zuckte er dennoch zurück, als er in die Augen schaute.

Waren die noch tot?

Daran wollte Suko nicht glauben. Nein, sie lebten, obwohl er die Zombies erledigt hatte. So etwas war ihm auch nicht untergekommen.

Und er dachte an Shimada.

Auch die lebende Legende besaß Augen von einem gnadenlosen, intensiven Blau. Noch stärker, als die der beiden Schädel. Suko fragte sich, was das zu bedeuten hatte. Normalerweise hätten die Augen starr, tot und leblos sein müssen, diese aber steckten voller Leben, wobei das Gesicht mehr einer künstlichen Maske glich.

Der Inspektor nahm eines der Schwerter auf. Es rieselte kalt über seinen Rücken, als er dicht vor dem Schreibtisch stehenblieb und die Waffe anhob.

Scharf fixierte er den linken der beiden Schädel. Wenn es nicht anders zu machen war, wollte er den Schädel teilen, um vor den Blicken Ruhe zu haben.

Und dann hörte er die Stimme.

Sie klang leise und hämisch. Zuerst ein Lachen, dazwischen die gezischten Worte.

»Gib dir keine Mühe, du kannst uns nicht besiegen. Uns nicht und mich nicht…«

Shimada hatte gesprochen.

Suko blieb stehen. Er traute sich nicht, die Klinge nach unten sausen zu lassen, sondern lauschte dem Echo der Worte nach. Ja, das war Shimada gewesen, der es sich nicht hatte nehmen lassen, Suko eine Warnung zuzuschicken.

Und dies durch den Schädel!

Im selben Augenblick zerfielen sie. Dies geschah nicht lautlos.

Suko vernahm die knisternden und knackenden Geräusche, als die Köpfe brachen und nur mehr als Reste auf dem Schreibtisch liegenblieben, als hätte jemand Baumrinde zerkrümelt.

Shimada besaß die Macht, auch wenn seine Diener schon erledigt waren. Wahrscheinlich dienten die strahlend blauen Augen seiner Diener als Überbringer oder Katalysator.

Suko ahnte, was da auf ihn zukam. Wenn er ehrlich gegen sich selbst war, empfand er sogar etwas wie Furcht.

Sein rechter Arm sank. Als die Spitze des Schwerts den Boden berührt hatte, wurde die Tür geöffnet. Chu Weng kehrte zurück. Er war allein.

Da er Suko an seinem Schreibtisch stehen sah, wunderte er sich ein wenig. Bevor er nach dem Grund fragen konnte, löste sich Suko vom Fleck und gab die Erklärungen.

Auch Chu Weng war überrascht. »Daß es so gefährlich werden würde, hätte ich nicht gedacht.«

»Ich hoffte es auch nicht.«

»Deshalb war es gut, daß wir einige Maßnahmen getroffen haben.

Gewissermaßen als Vorbeugung. Ich habe die Freunde mobil gemacht. Sie werden die Augen offenhalten. In San Francisco und Umgebung wird in den nächsten Stunden oder Tagen nichts geschehen, worüber wir nicht Bescheid bekämen.«

Das hörte sich zwar hochtrabend an, war es aber nicht. Suko kannte die Macht und die Verbindungen seiner Landsleute genau.

»Es wäre am besten, wenn du hier auf dem Schiff bleibst«, sagte Chu Weng. »Sollte sich irgend etwas ereignen, bist du in der Nähe und sofort einsatzbereit.«

Dagegen hatte Suko im Prinzip nichts einzuwenden. Es wäre auch alles einfach gewesen, wäre er allein nach Frisco gekommen. Aber es gab da noch John Sinclair.

An ihn erinnerte er den alten Chu Weng.

»Dein Freund wird und muß es einsehen.«

»Bestimmt. Nur möchte ich ihn gern anrufen und ihm Bescheid geben. Er weiß dann, wo er mich finden kann und wie nahe wir Shimada eigentlich schon sind.«

Chu Weng nickte. Mit seiner mageren Hand deutete er auf das Telefon. »Bitte, versuche ihn zu erreichen.«

Bevor Suko wählte, stellte er noch den Tisch auf, der beim Kampf umgekippt war. Die Nummer des Hotels wußte es nicht. Die Auskunft gab sie ihm.

Dann wartete er.

***

Man sagt den Amerikanern nach, daß sie in gewissen Dingen perfekt sind. Besonders dann, wenn es um Geschäfte und den reinen Dollargewinn ging. Das erlebten wir mit eigenen Augen, als wir durch die offene Glastür die Hotelhalle betraten.

Sämtliche Spuren des Kampfes waren vernichtet worden. Es gab nichts, was auf eine Auseinandersetzung hingedeutet hätte. Sogar das Wasser hatte man vom Boden geputzt.

Reiner und sauberer konnte die beste Hausfrau nicht sein.

Natürlich erkannte man uns. An der Rezeption wurde jemand ganz aufgeregt. Es war der Geschäftsführer, der hinter dem Tresen hervorkam und uns zuwinkte.

Wenig später erfuhren wir, daß Suko angerufen, uns aber leider nicht erreicht hatte.

»Hinterließ er eine Telefonnummer?« fragte ich.

»Ja, Sir, hier.« Auf Büttenpapier hatte der Knabe die Nummer notiert.

»Wenn Sie in eine der Kabinen gehen wollen, ich lasse das Gespräch…«

»Aber sicher.« Das aufgeregte Getue des Mannes fiel mir zunehmend auf den Wecker.

Ich verschwand in einer Zelle. Yakup blieb draußen stehen. Als ich die Nummer getippt hatte, meldete sich jemand, dessen Namen ich nicht verstand. Es gab ein Hin und Her, bevor ich Suko an der Leitung hatte.

Und er berichtete mir das Neueste.

Seine Erlebnisse waren noch intensiver als die meinen gewesen.

Ich konnte mich kaum beruhigen, zudem mußten wir einen Plan schmieden.

»Du willst auf dem Schiff bleiben?«

»Ja, John. Ich habe das Gefühl, als würde sich bald etwas Entscheidendes ereignen. Wenn du auch kommen willst…«

»Nein.« Ich ließ Suko erst gar nicht ausreden. »Denk an die alte Devise. Getrennt marschieren, vereint zuschlagen. Vielleicht treffen sich unsere Wege.«

»Du willst nicht warten?«

»Ich habe Yakup versprochen, mit ihm seine alten Lehrmeister zu besuchen.«

»Wo müßt ihr denn hin?«

»Keine Ahnung. Irgendwo in die Berge.«

»Ich drück dir die Daumen, John. Diesmal wird es wahrscheinlich noch härter.«

»Da kannst du recht haben.« Als ich auflegte, spürte ich den kalten Schweiß auf der Stirn. Nicht weil es so warm war, die zurückliegenden Vorgänge hatten mich doch stark mitgenommen. Shimada war zum Angriff übergegangen, daran gab es nichts zu rütteln.

Ich verließ die Zelle. Yakup schaute mich gespannt an und hörte meinem Bericht schweigend zu.

»Ja, das ist typisch für sie«, sagte er. »Sie schlagen brutal zu. Wie bei Helen.«

»Dem werden wir einen Riegel vorsetzen.« Ich tippte gegen seine Brust. »Zunächst einmal brauche ich mehr Informationen über Shimada. Ich weiß zwar einiges von ihm, aber was ist geschehen, nachdem wir das letzte Mal gegeneinander gekämpft haben? Er hat den Fächer bekommen, das weiß ich. Und wo befindet sich die Waffe, die du suchen willst, um ihn zu töten?«

»Wir müßten ihm erst den Fächer abnehmen.«

»Mal sehen, ob es uns gelingt.«

»Wichtig ist das Kloster, wo ich einige Jahre gelebt habe.«

»Und wo liegt es?«

»In den Bergen. Etwa 50 Meilen von hier. Wir müssen über die Golden Gate in Richtung Sausalito und uns dort nördlich halten.«

»Dazu brauchen wir einen Wagen.«

»Ja. Am besten einen geländegängigen. Aber das ist kein Problem.

Soll ich eine Firma anrufen?«
»Mach das.«
»Außerdem muß ich mir noch meine Waffen besorgen.«
»Auch das kannst du.«
Wir kamen überein, uns in einer halben Stunde wieder in der Halle zu treffen. Ich wollte ebenfalls noch einiges vorbereiten, denn wenn es gegen Shimada ging, mußte ich perfekt ausgerüstet sein.
Dabei vertraute ich auf meinen Bumerang.
Im Zimmer zog ich mich um. Lockere Kleidung war für diesen Trip am besten.
Ich hoffte, daß wir es richtig gemacht hatten und ich irgendwann mit Suko wieder zusammentraf, da wir von zwei verschiedenen Seiten aus angriffen.
Ich schaute aus dem Fenster. Die Stadt lag unter einer strahlenden Sommersonne. Nur wenige ahnten, was sich über den Dächern der zahlreichen Häuser zusammenballte.
Wenn es Shimada und seinen Schergen gelang, die Stadt in Besitz zu nehmen, kam das schon einem Erdbeben gleich. Und davon hatte San Francisco schließlich genug erlebt.
Yakup Yalcinkaya hielt die versprochene Zeit fast auf die Minute ein.
Seine Waffe hatte er sich ebenfalls besorgt. Das war eine Nunchaki, diese Würgekette, und – ich bekam große Augen –, Pfeil und Bogen.
»Was willst du damit?«
»Ich bin auch daran ausgebildet worden«, erklärte er schlicht.
»Dann kann ja wohl nichts mehr schiefgehen«, erwiderte ich lächelnd und verließ das Hotel.
Yakup folgte mir wie ein Schatten…
Die Brücke lag hinter uns und damit auch das Meer. Selbst der kühle Wind erreichte uns nicht mehr. Wir fuhren durch eine karge Landschaft und auf einer für amerikanische Verhältnisse engen Straße. Unser Geländewagen war ein Chevrolet, der sich tapfer schlagen würde, wie man Yakup versichert hatte.
Die Straße führte in die Höhe. Sie glich einer grauen Schlange, die hin und wieder einen Farbtupfer bekam, wenn ein Fahrzeug über den Beton kroch. Die Luft kochte. Es war eine seltsame Hitze.
Sie staute sich in dem Tal und wurde auch von den Felswänden wieder zurückgegeben, so daß wir uns wie in einem Glutofen vorkamen. Hier erreichte uns kein frischer Wind, und der Wagen besaß auch keine Klimaanlage.
Ich wollte mehr über das Ziel wissen und fragte den Türken danach.
»Das Kloster steht schon lange«, bekam ich zur Antwort. »Es ist von irgendeiner Sekte gegründet worden, deren Mitglieder man tötete. Das war vor vielen Jahren. Nach der großen Einwanderung haben japanische Mönche das Kloster übernommen.«

»Nur japanische?« fragte ich.
»Nein, da sind viele Rassen vertreten. Auch Chinesen, Malayen, sogar einige Inder.«
»Dann ist das Kloster voll besetzt?«
»Auch nicht. Viele Mönche sind unterwegs, um die Lehren des Geistes zu verbreiten.«
»Wie heißt der Vorsteher oder Abt?«
»Es ist der weise Zu. Den Namen führt er jedenfalls. Wie er wirklich heißt, weiß ich nicht.«
»Du bist sehr schweigsam, Yakup. Was ist los?«
»Ich vertraue dir, John, das weißt du. Aber jeder, der das Kloster und die Ausbildungsstätte verläßt, ist verpflichtet zu schweigen. Nur Zu kann das Schweigegelübde brechen. Ich finde, du solltest ihn fragen. Er kann dir eine Antwort geben.«
»Das ist eine Idee.« Ich lachte. »Etwas wirst du mir doch sicherlich beantworten.«
»Kommt darauf an.«
»Moment, laß mich ausreden. Wovon leben die Mönche? Wie ernährt ihr euch? Es kostet alles Geld.«
»Die Menschen dort betreiben Landwirtschaft. Das Kloster kann sich autark ernähren. Außerdem bekommen wir hin und wieder Spenden von Gönnern aus aller Welt.«
Jetzt war mir alles klar.
Ich sah kein Grün in der Nähe. Die Berge sahen aus wie weiter südlich in Los Angeles. Braun und manchmal gelblich schimmernd.
Über allem lag der Staub. Auch die Räder unseres Geländewagens wirbelten ihn hoch, obwohl wir über Asphalt fuhren und nicht auf einem Feldweg.
Wir hatten die Hauptstraße verlassen und blieben auch nicht mehr lange auf dieser Straße, sondern bogen schon sehr bald in einen Weg ein, den man als Schüttelstrecke bezeichnen konnte. Jetzt wußte ich, aus welchem Grunde Yakup einen Geländewagen empfohlen hatte.
Die Steine auf dem Weg waren kaum zu zählen. Der Wagen schwankte von einer Seite auf die andere. Wir hörten die hell peitschenden Geräusche, wenn die Steine gegen die Karosserie knallten oder gegen den Unterbodenschutz hämmerten.
Der Staub wurde dichter. Manchmal so stark, daß es schon einem Glücksspiel glich, den Weg zu finden.
Aber Yakup ließ sich nicht abhalten. Er fand den Weg mit traumwandlerischer Sicherheit und versprach mir, daß es bald besser werden würde.
Ich glaubte nicht so recht daran, bis ich meine Ansicht tatsächlich revidierte.
Der Staubvorhang senkte sich. Unser Blick wurde frei, und ich riß vor

Staunen die Augen auf.

Wir befanden uns in einem Hochtal. Ich sah vor mir die sanft ansteigenden, grünen Matten. Dahinter hoben sich hell und weiß die Mauern eines Bauwerkes ab, die gleichzeitig noch durch Bäume geschützt wurden.

»Das Kloster«, sagte Yakup.

So hatte ich es mir nicht vorgestellt. Weitaus primitiver. Das hier war ein regelrechter Garten Eden. Ein kleines Paradies inmitten der Trostlosigkeit einer steinigen und staubigen Bergwelt.

Yakup lachte, als er mein Gesicht sah. »Die Mönche haben es gut gemeint.«

»Das stimmt.« Ich schaute zum Himmel. Weit und in einer sanften Bläue spannte er sich über unsere Köpfe. Einige dunkle Punkte kreisten in der Luft. Es waren Raubvögel, die sich von den warmen Aufwinden tragen ließen.

Nur das Geräusch des fahrenden Wagens störte die Stille. Menschen sah ich nicht.

Ich fragte Yakup danach.

»Sie werden im Kloster sein.«

»Kommen Sie nicht, um jemanden zu begrüßen?«

»Nein, das haben sie nicht nötig.«

Wenn ich mir Yakups Worte überlegte, so hatte er recht. Wir rollten in direkter Linie auf das Kloster zu. Das Tal war tatsächlich sehr weit. Die Berge, die es einrahmten, sahen blaß aus.

Wir zogen nach wie vor eine Staubfahne hinter uns her, aber die Luft kam mir besser vor. Sie war klarer und ein wenig kühler.

»Wasser gibt es hier genug«, erklärte mir Yakup. »Es gibt zwar keinen Fluß, den wir sehen, aber unter der Erde tut sich einiges. Die Mönche haben Brunnen gebohrt und das Wasser in die angelegten Kanäle geleitet.«

»Wo kommt das Wasser her?« fragte ich.

»Aus den Rockies.«

Wir hatten bereits das Gelände des Klosters erreicht. Rechts und links von uns lagen die Felder, auf denen Weizen, Mais und Gerste wuchs.

Die Halme wiegten sich im Wind, der über sie hinwegstrich und das angebaute Getreide wie ein Meer wirken ließ. Geerntet war noch nicht, aber wir sahen einen gewaltigen Mähdrescher aus dem Korn ragen.

Genau dort, wo die Felder aufhörten.

Da stoppte Yakup auch.

Als ich den Chevi verlassen hatte, reckte ich mich, denn das lange Sitzen hatte mich steif gemacht. Die klare Gebirgsluft war Balsam für meine Lungen, kein Staub mehr und keine Abgase. Am liebsten hätte ich sechs Nasenlöcher gehabt.

Yakup hämmerte die Tür zu. Dieses Geräusch klang in der Stille doppelt laut, und ich wunderte mich, daß niemand zur Begrüßung erschienen war. Das sagte ich auch.

»Die Mönche werden im Kloster arbeiten.«

»Bist du da sicher?«

Yakup schaute mich an und hob die Schultern. Also war er es nicht.

Ich sah seinen besorgten Blick und fragte ihn: »Stimmt etwas nicht?«

Er wiegte den Kopf. »Das kann man nicht so sagen. Aber irgend etwas ist anders.«

»Und was?«

»Keine Ahnung. Oder doch. Die Stille.«

Ich hob die Augenbrauen.

»Ja, die Stille. Hörst du die Vögel? Nein. Ich sehe auch keine Menschen. Der Mähdrescher steht verlassen. Es kümmert sich niemand um ihn. Das Korn ist hoch…« Seine Stimme versiegte.

Ich ahnte, daß er einen bösen Verdacht hegte, sagte aber nichts, sondern schaute mich ebenfalls um.

Dort wo wir den Wagen abgestellt hatten, hörte das Feld auf. In der Nähe stand eine kleine Hütte. Die Tür war offen. In der Hütte lagerten Ackergeräte. Ein Weg führte zu den Wiesen und den manchmal dicht zusammenstehenden Bäumen. Die große Grünfläche, die gartenartig angelegt war, reichte bis vor die Mauern.

»Man müßte auch die Vögel hören«, flüsterte der junge Türke. Er hatte sich mittlerweile bewaffnet. Seinen Bogen trug er über der Schulter, den Köcher auf dem Rücken. Aus ihm schauten die Schäfte der Pfeile. Es waren ein Dutzend. Die Nunchaki hatte er an seinem breiten Gürtel befestigt, der auch die Jeans hielt.

»Du hast den Verdacht, daß etwas passiert ist«, sprach ich ihn an.

»Das kann sein.«

»Sehen wir nach.«

Yakup schüttelte den Kopf. »Nicht so eilig. Dieses Kloster war immer ein Ort der Ruhe. Wir sollten keine Hektik hineintragen und müssen systematisch vorgehen.« Yakups Stimme zitterte leicht.

Ich spürte, daß mit ihm eine Veränderung vorgegangen war. Er kam mir vor wie ein gespannter Jäger, der gleichzeitig unsicher war, weil er Schlimmes befürchtete.

Knallheiß schickte die Sonne ihre Strahlen in das Hochtal. Sie brannte auf unsere Köpfe. Zum Glück war es nicht schwül. Ich griff den Vorschlag meines türkischen Freundes auf und machte mich an die Untersuchung der näheren Umgebung.

Zunächst sah ich mir den Mähdrescher an.

Er stand da wie ein Gigant aus Stahl. Ein totes Wesen, das mir auf einmal unheimlich vorkam. In seinen gewaltigen Walzen oder Rädern hing noch das Korn. Die Halme sahen aus wie dünne Arme, die sich

zitternd im Wind bewegten.

Yakup war stehengeblieben. Bevor ich den Mäher genauer untersuchte, schaute ich noch einmal zurück. Der Türke hatte sich vorgebeugt. Er witterte.

»Was ist?« fragte ich ihn.

»Es riecht wie Blut«, lautete seine Antwort. »Wie kochendes Blut. Das Grauen hat Einzug gehalten.«

Bei seinen Worten rann mir trotz der Hitze eine Gänsehaut über den Rücken.

Wie kochendes Blut!

Ein schlimmer Vergleich, den ich Sekunden später bestätigt bekam, als ich das Grauenvolle entdeckte.

Der Tote lag dort, wo die Walzen aufhörten und die Räder begannen.

Das Gras hatte ihn bisher verdeckt gehabt.

Er lag auf dem Rücken. Seine Augen waren gebrochen, der Körper zeigte Wunden.

Ich winkte Yakup herbei.

Schnell war er da, blieb neben mir stehen und wurde blaß. Ich beobachtete ihn genau. Auf seiner Stirn lag der kalte Schweiß. Obwohl seine Gesichtsmuskeln, angespannt waren, zitterten sie. Die fast blutleeren Lippen fielen in dem Gesicht kaum auf.

»Du kennst ihn?« fragte ich.

»Ja, es ist einer der Mönche.«

Mehr sagte er nicht. Ich wußte auch so Bescheid. Die anderen, die Gegenseite war uns zuvorgekommen. Wahrscheinlich würde es nicht der einzige Tote bleiben, den wir fanden.

Ich stellte meine nächste Frage anders. »Wie viele Männer hat das Kloster beherbergt?«

»Es waren ziemlich viele.«

»Die nicht jeden Tag in den Mauern lebten.«

»Nein. Mehr als die Hälfte von ihnen ist ständig unterwegs. Aber jetzt ist es geschehen, wir können nichts mehr ändern. Aber auch gar nichts«, flüsterte Yakup.

Wenig später weinte er. Für ihn war eine Welt zusammengebrochen.

Er hatte das Kloster bisher als Ausbildungsstätte und Refugium des Guten gesehen. Schockartig mußte ihn der Anblick der Leiche getroffen haben. Hier hatte er seine Freunde gehabt.

»Erst Helen, jetzt der Mönch«, flüsterte er. »Sie kennen wirklich keine Gnade.«

»Shimada ist grausam.«

»War er es wirklich?«

»An wen denkst du sonst?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht hat Oziko schon reagiert. Wir müssen mit allem rechnen.«

Da stimmte ich ihm zu. Ich schlug gleichzeitig vor, mit dem Wagen bis dicht an das Kloster oder in den Innenhof zu fahren.

Dagegen hatte Yakup nichts einzuwenden.

Einen letzten Blick warf er noch auf den Toten, bevor wir uns zurückzogen. »Fahr du«, bat er mich. Ich nahm seine Bitte gern an und stieg ein. Wohl fühlte ich mich wirklich nicht. Zwischen meinen Schulterblättern fühlte ich ein unangenehmes Kribbeln. Für mich ein Beweis, daß irgendwo eine Gefahr lauerte und sich diese so bemerkbar machte.

Willig sprang der Motor an. Yakup war auf dem Beifahrersitz zusammengesunken. Seine Stirn hatte er in ein Faltenmuster gelegt, der Mund stand offen, sein starrer Blick traf die Knie.

Die Räder drehten sich weiter. Ich erreichte den schmalen Zufahrtsweg zum Kloster.

Wiesen und ein sattes Grün begleiteten uns. Wenn ich genauer hinschaute, erkannte ich an einigen Stellen die schmalen Streifen, die den Rasen durchschnitten.

Es waren die Kanäle.

Die Bäume, die, wenn sie eng zusammenwuchsen, wie Inseln auf dem Rasen wirkten, kamen mir trotz der Helligkeit unheimlich vor.

Ebenso die breiten Buschgürtel. Im dichten Laub der Blätter konnten sich zahlreiche Menschen verstecken.

Ich schaute deshalb nicht nur auf die Straße, sondern behielt auch die Umgebung im Auge.

»Du rechnest mit einem Angriff, nicht wahr?« fragte Yakup.

»So ungefähr.«

»Ich passe schon…«

Er kam nicht mehr dazu, den Satz zu beenden, denn beide hatten wir das dumpfe Geräusch vernommen. Es war am hinteren Teil des Wagens aufgeklungen.

Ich hielt.

Yakup hatte sich umgedreht. Er schaute gespannt zurück, sah aber nichts. »Was war das, John?«

»Keine Ahnung, aber es hatte etwas mit dem Wagen zu tun, das kannst du mir glauben.«

»Das denke ich auch.«

»Soll ich nachsehen?«

»Laß mal«, erwiderte ich, um noch in derselben Sekunde den weiteren Einschlag zu vernehmen. Diesmal ebenfalls an der Rückfront, aber an der anderen Seite und, wenn ich mich nicht getäuscht hatte, in Höhe der Reifen.

Ja, das war es!

Wir bewegten uns nicht. Dafür der Wagen. Da wir keinen Menschen sahen, der ihn schaukelte, gab es nur eine Erklärung für das Einsacken

an der Rückseite.
Jemand hatte die Reifen angebohrt.
Yakup hatte die gleiche Idee gehabt wie ich und sprach sie auch aus.
»Wir sitzen in der Klemme.«
Ich gab keine Antwort und schaute zu einer Baumgruppe. Sehr dicht war das Laub. Ob sich jemand in den Zweigen und hinter der grünen Wand verbarg, konnte ich beim Hinschauen nicht erkennen.
Rechnen mußte ich damit immer und bekam schon den Beweis.
Ein dünner Schatten huschte aus dem Laubwirrwarr hervor, wurde schnell und traf zielsicher.
Es war der rechte Vorderreifen!
Wenn Yakup den Hals langmachte, konnte er sogar den Pfeilschaft sehen, der aus dem Reifen schaute.
»Sie haben uns erwischt!«
»Und das gleich dreimal!« Nach dieser Antwort stellte ich den Motor ab. Es hatte keinen Sinn mehr, weiterzufahren. Wenn wir das Kloster erreichen wollten, dann zu Fuß, und wahrscheinlich unter einem Hagel von Pfeilen.
Ich spürte die Trockenheit im Hals. Der Gedanke daran war nicht gerade dazu angetan, meinen Optimismus zu fördern, aber ich sah keine andere Chance.
»Sie wollen zeigen, daß sie uns überlegen sind«, sagte Yakup.
»Und wir können nichts dagegen tun.«
Er hatte kaum ausgesprochen, als sich noch etwas tat. Aus dem hohen Gras löste sich eine Gestalt und hetzte schräg auf unseren Wagen zu.
Wir sahen die dunkle Kleidung, die um seinen Körper flatterte, dazu den Gesichtsschutz und die Waffe in seiner Hand. Er hatte den Pfeil schon aufgelegt..
Aus vollen Lauf blieb er stehen und ließ die Sehne los.
»Deckung!«
Noch während ich das Wort rief, tauchte ich schon unter. Yakup tat es mir nach.
Dann zerplatzte die Scheibe an der Seite des Türken. Der Pfeil jagte hindurch, Glas rieselte auf meinen neuen Freund nieder, und über meine Schulter hinweg jagte das Geschoß, um schräg im Polster der Rückenlehne steckenzubleiben.
Wenn wir hier sitzenblieben, befanden wir uns auf dem Präsentierteller. Eine Zielscheibe war ich nicht gern, deshalb drückte ich auch die Tür auf uns ließ mich aus dem Wagen fallen. Während ich das tat, kroch Yakup zu meiner Seite hin und verließ dort ebenfalls den Chevi.
Ich war schon zur Seite gekrochen und hockte halb unter dem Gefährt.

Die Reifen fielen mir auf.
Drei von ihnen waren platt.
Schafften wir es bis zum Kloster? Ich schaute unter dem Wagen hinweg und sah dorthin, wo unser Gegner erschienen war.
Da bewegte sich nur das Gras. Es zeichnete seinen Weg nach. Der Mann selbst hatte sich so tief geduckt, daß von ihm nichts zu sehen war.
Und dieses hohe Gras war auch für uns die einzige Hoffnung. In seinem Schutz mußten wir uns weiterbewegen. Wenn wir über den Weg liefen, waren wir lebende Zielscheiben.
Ich sprach mit Yakup darüber, und er stimmte mir zu.
»Was liegt hinter dieser Baum- und Buschgruppe?«
»Die Teiche.«
»Wieso?«
»Es sind einige Teiche angelegt worden, dabei umrahmt von dschungelähnlichen Gewächsen, die bis an die Felder reichen, wo das Gemüse angebaut wird.«
»Gibt es einen Schleichweg zum Kloster?«
»Nein, nur den einen hier.«
»Und von der Rückseite?«
»Auch nicht.«
Das war nicht gut. Zum Glück hielten sich unsere Feinde zurück.
Aber sie hatten bewiesen, wie schnell sie sein konnten. Sie waren da, und sie würden uns keine Sekunde aus den Augen lassen.
Zudem verstanden es die Ninja ausgezeichnet, sich zu verbergen.
Geschickt nutzten sie die natürlichen Gegebenheiten als Deckungen, so war ich sicher, daß sie uns von ihren Verstecken aus sehen konnten.
Wir sprachen noch darüber, wie wir es anstellen wollten, die Strecke zu überwinden.
Yakup warnte mich noch einmal. »Es wird einen Kampf geben«, erklärte er. »Mann gegen Mann.«
»Und dann?«
»Denk daran, daß ein Ninja alles kann. Zudem werden sie Shimada als Vorbild haben und in seinem Sinne weiterkämpfen.«
Dessen war ich mir bewußt. Schließlich stand ich ihnen nicht zum erstenmal gegenüber.
Mir wäre viel wohler gewesen, wenn ich die Distanz schon geschafft hätte. So aber lagen wir noch unter dem Wagen und beobachteten die Grasebene vor uns.
Wir wollten nicht zusammenbleiben, sondern getrennt laufen, da zwei Ziele schwerer zu treffen waren als eines.
Dann starteten wir.
Yakup war noch schneller als ich. Er kam mir vor wie eine Rakete

mit zwei Beinen und war plötzlich im hohen Gras verschwunden.
Auch ich warf mich hinein wie in die Fluten einer Brandung, rollte mich über die Schulter ab und blieb für einen Moment liegen, froh darüber, daß mich kein Pfeil erwischt hatte.
Vorsichtig hob ich den Kopf. Über die Spitzen der Halme schaute ich hinweg, sah die Baumgruppe und auch das Laub, das sich zitternd bewegte. Von Yakup entdeckte ich nicht die Haarspitze.
Jeder war auf sich allein gestellt. Okay, ich würde es versuchen.
In den nächsten Minuten kam ich mir wie ein Rekrut vor, der in der Grundausbildung hart rangenommen wird. Schlangengleich wand ich mich durch das Gras, wobei ich leider feststellen mußte, daß mein Weg genau zu verfolgen war.
Ein kaltes Gefühl im Nacken blieb immer. Jeden Augenblick konnte ein Pfeil heranfauchen und in meinen ungeschützten Rücken dringen.
Das geschah zum Glück nicht.
Die Ruhe blieb, wenn sie auch trügerisch war.
Zwischendurch legte ich Pausen ein, hob den Kopf und schielte über die Spitzen der Halme. Die Hälfte der Strecke hatte ich zurückgelegt.
Obwohl ich näher an die Bäume herangekommen war, konnte ich nichts erkennen.
Dafür sah ich etwas anderes.
Yakup, dieser Teufelskerl, richtete sich auf. Links von mir schob er sich aus dem Grasmeer. Seinen Bogen hatte er von der Schulter rutschen lassen und einen Pfeil auf die gespannte Sehne gelegt.
So schlich er vor.
Ich tat es ihm nach. Es war schon fast Wahnsinn, aber wir wollten sie locken, vielleicht machten sie dann Fehler.
Kaum war auch ich in die Höhe gekommen, ließ Yakup die Sehne los.
Der Pfeil jagte mit ungeheurer Geschwindigkeit in das Blattwerk der Bäume. Ob er ein Ziel getroffen hatte, war nicht festzustellen, es rührte sich jedenfalls nichts.
Der junge Türke blieb auch nicht stehen. Im Zickzack-Lauf jagte er auf das Ziel zu und hatte schon einen zweiten Pfeil auf die Sehne gelegt.
Er war bereit, sofort zu schießen.
Die anderen verhielten sich ruhig. Vielleicht hatten sie sich auch zurückgezogen, jedenfalls erreichte Yakup unangefochten die Bäume und konnte mir zuwinken.
Wenig später drückte auch ich mich gegen einen Baumstamm und schaute in die Höhe.
Durch die Strahlen der einfallenden Sonne schimmerte das Blattwerk an verschiedenen Stellen golden auf. Es kam mir vor wie Taler, die an einer Seite bemalt worden waren.

Den Umriß eines Menschen entdeckten wir auch bei genauem Hinsehen nicht. Sollte über uns tatsächlich jemand lauern, hatte er es geschickt verstanden, sich zu verbergen.

Allmählich beruhigte sich mein Atem. Auch der Herzschlag ging wieder normal.

»Glück gehabt!« flüsterte ich.

»Sie scheinen sich zurückgezogen zu haben«, bemerkte mein Freund leise und nickte gleichzeitig. »Sehen wir uns die Teiche an.«

Während er vorging, warf ich Blicke in die Höhe. Und später auch zurück, denn die Bauminsel kam mir noch immer nicht ganz geheuer vor. Dort tat sich nichts.

Die Gegner hatten es tatsächlich verstanden, uns eine gewisse Angst einzujagen. Sie spielten mit uns Katze und Maus.

Die Teiche waren runde Tümpel. Ihr Wasser glänzte, wo es nicht von bunten Seerosen bedeckt war, dunkel innerhalb des satten Grüns.

Manchmal spiegelten sich auch die Sonnenstrahlen darauf.

Zahlreiche Insekten schwirrten über den Teichen und führten in der Sonne ihre bizarren Tänze auf.

Ich holte ein paarmal tief Luft. Manche Teiche lagen sehr dicht beieinander, so daß sie sich an ihren Rändern fast berührten. Der Boden war sehr weich. Er hatte die Feuchtigkeit gespeichert.

Hinter dem Wasser hatten die Mönche einen tropischen Garten angelegt. Agaven, Hibiskus und Jasmin. Die letzten beiden verströmten einen intensiven Geruch.

Wo steckten unsere Gegner?

»Ich kann einfach nicht glauben, daß sie sich zurückgezogen haben«, sagte ich zu meinem Begleiter.

»Ich doch«, erwiderte Yakup. »Sie wollten uns ihre Stärke demonstrieren. Wahrscheinlich lauern sie im Kloster.« Er blickte mich an. »Willst du noch mehr von der Umgebung sehen, oder sollen wir auf direktem Weg zum Kloster hin?«

»Die Umgebung reicht mir.«

Er wandte sich nach links, weil wir in diese Richtung mußten.

»Daran habe ich auch gedacht.«

Yakup hatte den Bogen sinken lassen. Er war ein wenig unvorsichtig geworden. Wie trügerisch die Sicherheit war, bekamen wir wenig später zu spüren.

Yakup sah die Gestalt nicht. Mir aber fiel sie auf. Sie erschien jenseits des Teichs zwischen den breiten Blättern einer Agave. Dort war es düster, und der andere verschmolz fast mit dem langen Schatten der Blätter. An seiner Haltung erkannte ich, daß er den Bogen bereits gespannt hatte.

Der würde schießen!

Ziehen, zielen, schießen, das war fast eine Bewegung. Ich feuerte

zweimal, sah, daß Yakup erschreckt zur Seite sprang und hatte auch getroffen.

Der feige Schütze torkelte aus seiner Deckung hervor. Wie im Krampf hielt er seinen Bogen fest, und der Pfeil jagte plötzlich los.

Er stieg in den Himmel, denn der Bogen war nicht mehr auf uns gezielt.

Ich atmete auf.

Eine Sekunde später hörten wir es Klatschen. Der Schütze war in einen Teich gefallen, wo er sofort sank, denn seine weite Kleidung saugte sich voll.

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn.

Yakub nickte mir zu. »Jetzt hast du mir das Leben gerettet, John. Den habe ich nicht gesehen.«

Ich winkte ab. »Vergiß es.«

Wir schauten auf den Teich. Der Körper wurde nicht wieder hochgespült. Vielleicht später einmal, darauf konnten wir nicht warten.

Das Kloster war wichtiger.

Noch vorsichtiger als beim erstenmal näherten wir uns dem Ziel.

Wir liefen sehr leise, rechneten mit Angriffen von allen Seiten und waren froh, als wir das breite Gittertor des Klosters erreicht hatten, das innerhalb der hellen Mauer eingelassen worden war.

Eine Hälfte des Tores stand offen. Wir hielten uns noch in Deckung der Mauer.

Yakup kannte die unmittelbare Umgebung des Klosters. Im Gegensatz zu mir, deshalb schaute ich um die Ecke und sah vor mir einen wohlgeschnittenen Rasen liegen, der zu dem klotzartigen weißen Gebäude leicht anstieg.

Eine freie Fläche ohne Deckung.

Yakup ahnte meine Gedanken und sagte: »An der Rückseite sieht es auch so aus.«

»Dann müssen wir wohl in den sauren Apfel beißen.«

»Sicher.«

Sekunden später betraten wir das Gelände…

***

Suko und Chu Weng saßen zusammen. Gesprochen wurde zwischen ihnen nicht viel. Sie tranken Tee. Diener hatten aufgeräumt.

Es stand alles wieder so, wie es zuvor gewesen war. Die Überreste der Zombies hatte man in das Hafenbecken geworfen.

Obwohl sich Suko selbst als einen ruhigen Menschen bezeichnete, wunderte er sich doch über die Gelassenheit des wesentlich älteren Mannes. Er saß da und schaute in die Ferne. Seine Augen besaßen keinen leeren Ausdruck. Sehr wohl dachte Chu Weng über irgend

etwas nach, aber seine Gedanken behielt er für sich.
»Du bist nervös!« Urplötzlich unterbrach er das Schweigen. Sogar Suko zuckte zusammen.
»Wie kommst du darauf?«
»Das merke ich dir an. Du hast nicht mehr die Ruhe wie früher, als du noch Schüler warst.«
»Nein, das ist vorbei.«
»Wie kommt es?«
Suko hob die Schultern. »Es ist das Leben, das ich führe. Immer bereit zu sein, einer tödlichen Gefahr ins Auge zu sehen, ist nicht gerade fördernd für die Nerven.«
»Ja, mein Freund. Es gibt Dinge, die für uns Asiaten nicht geschaffen sind. Wir kommen aus einem anderen Land, fast aus einer anderen Welt, und so wirst du es schwer haben, mit der fremden Kultur fertig zu werden und deine eigene Überzeugung zu bewahren. Es wäre gut, wenn du einige Monate der Regeneration in einem Kloster verbringen könntest.«
»Das geht nicht.«
»Was spricht dagegen?«
»Die Arbeit. Du weißt, auf welcher Seite ich stehe. Dann lebe ich mit einer Frau zusammen…«
»Shao, ich weiß…«
»Sicher. Sie wird es nicht wollen, wenn ich mir diese Pause gönne. Allein gönne.«
Chu Weng nickte. »Das ist einer deiner Fehler, Suko. Wenn man solche Aufgaben übernimmt, wie du es getan hast, bleibt man allein. Man sollte sich nicht binden.«
Suko lächelte schmerzlich. »Das weiß ich alles. Dennoch habe ich es getan. Ich bin auch nur ein Mensch.«
»Aus diesem Grunde sei dir verziehen. Wir alle sind Menschen und viel zu schwach. Auch ich besitze mehr Schwächen als Stärken. Vielleicht wird sich das Verhältnis in einem anderen Leben umkehren. Möglicherweise schon sehr bald.«
»Rechnest du mit deinem Tod?« fragte Suko.
»Schon seit meiner Geburt.«
Es waren Antworten, die für einen Europäer oder Amerikaner wohl kaum verständlich waren, aber Suko wußte genau, was damit gemeint war.
Chu Weng kam wieder zur Sache. »Wenn es Shimada geschafft hat, seine Dimension zu verlassen, müssen wir alles daransetzen, um ihn zu töten. Er ist uralt, und er wird stets von Untoten Samurais und Ninja begleitet. Sie auszuschalten, ist unser größtes Problem. Aber wir werden es lösen.«
»Gibt es eine Waffe, die Shimada umbringt?«

»Die soll es geben. Nur muß man sie finden. Und sie ist wirkungslos, solange Shimada den Fächer besitzt. Wenn ihn die Sonnengöttin Amaterasu zurückbekommen hat, wird sie dem Überbringer des Fächers erklären, wo er die Waffe finden kann, die Shimada tötet. So einfach ist es, so steht es geschrieben.«

»Da hätte ich vielleicht doch Shao mitnehmen sollen«, murmelte Suko.

»Sie ist nämlich…«

»Ich weiß es«, sagte Chu Weng. »Denk immer daran, daß diese Welt sehr klein ist.«

Das Telefon meldete sich. Chu Weng krauste die Stirn, griff mit einer sanft wirkenden Geste zum Hörer und meldete sich. Sein Gesicht blieb weiterhin unbewegt, so daß Suko aus den Zügen nicht lesen konnte, welch eine Nachricht sein Gegenüber bekommen hatte. Er erwiderte einige Worte, die Suko aufhorchen ließen.

»Wir werden uns bereitmachen.« Danach legte der greise Mann auf und blickte Suko nachdenklich an.

Dem Inspektor brannte eine Frage auf der Zunge, er schluckte sie herunter, denn er wußte genau, daß Chu Weng Ungeduld haßte.

Der alte Mann legte seine Hände übereinander und schaute auf die schmalen Finger mit der dünnen Haut, die zahlreiche, braune Altersflecken zeigte.

»Es ist soweit«, erklärte er. »Ich erhielt den Anruf eines Vertrauten. Shimada sammelt seine Schergen.«

»Und wo?«

»Es wird wahrscheinlich Nacht werden, und einen besseren Platz hätte er sich gar nicht aussuchen können. Kennst du den alten Schiffsfriedhof, Suko?«

»Nein.«

»Du hast noch nie etwas davon gehört?«

»Ich weiß nicht…«

»Ich will es dir sagen. Diese Stadt hier liegt an der Küste. Sie gehört zu denjenigen, die auch Militär beherbergen. Die Navy besitzt hier mehrere Stützpunkte. Wie du weißt, werden die Menschen nie aufhören, nach neuen Waffen zu forschen, um den angeblichen Feind zu bedrohen. Je moderner die Waffen sind, um so rascher veraltern sie auch. Das ist ähnlich wie bei den Computern. Aber davon rede ich nicht. Auch nicht von Flugzeugen oder Raketen, sondern von Kriegsschiffen. Von Fregatten und Zerstörern. Man hat sie ausgemustert und wußte nicht, wohin damit. Bisher lagern sie in einer Bucht oder in einem Hafen, wie du es willst. Alte Wracks, um die sich niemand mehr kümmert. Sie rosten, sie zerstören sich irgendwann von selbst, sind ein idealer Platz für die Ratten geworden und gleichzeitig ein gutes Versteck für denjenigen, der sich vor den Ratten nicht

fürchtet. Das ist bei Shimada der Fall.«
Suko schaute den älteren Mann erstaunt an. »Du meinst, daß sich Shimada und seine Schergen auf die Schiffe zurückziehen?« fragte er.
»Alles deutet darauf hin.«
»Dann müßten wir sie dort stellen.«
»Ja.«
»Sind Sie schon da?«
»Nein, noch nicht, aber es laufen Vorbereitungen. Shimada besitzt auch unter den Menschen Sklaven oder Diener. Eine japanische Verbrecherorganisation hat es geschafft, sich in dieser Stadt zu etablieren. Die Yakuza-Killer. So etwas Ähnliches wie die Mafia hier in den Staaten und bei euch in Europa. Sie stehen Shimada zur Seite und ebnen ihm den Weg. Dabei haben sie sich gut getarnt. Als Geschäftsleute bauten sie sich eine unverdächtige Existenz auf. Ich will nur, daß du dies alles weißt. Wir müssen also mit zwei Gegnern rechnen.«
»Und wie viele Leute haben wir?« fragte Suko nach.
»Das kann ich dir nicht sagen. Es sind hoffentlich genug. Wenn wir weniger sind, müssen wir dieses Defizit durch unseren Mut und den Kampfeswillen ausgleichen.«
»Daran soll es bei mir nicht fehlen«, erklärte Suko.
Chu Weng lächelte weise. »Das weiß ich, mein Freund. Sogar sehr genau weiß ich das…«

***

Noch jetzt, als ich mich gegen die Mauer des Klosters warf, spürte ich die Angst und meinen trommelnden Herzschlag, der sogar Stiche bis in das Gehirn hin abstrahlte.
Es war die Reaktion auf die Spannung, die sich allmählich löste.
Die freie Fläche von der Mauer bis zum Gebäude hatten wir überqueren können, ohne daß etwas geschehen wäre. Man hatte nicht auf uns geschossen, aber wir hatten auch niemanden gesehen.
Die Ninja hielten sich zurück.
Ich winkte Yakup zu. Der junge Türke grinste für einen Moment.
Er stand einige Schritte von mir entfernt, und schaute wie ich auf die Treppe, die zur Eingangstür hochführte. Diese Stufen mußten wir noch überwinden.
Von Yakup hatte ich auch erfahren, daß die meisten Räume des Klosters unterirdisch lagen und angelegt waren wie Kavernen.
Da stand uns noch einiges bevor.
Wir hatten uns zwar beeilt, überstürzen durften wir aber nichts.
Deshalb blieben wir noch für einen Moment an der Mauer stehen und warteten, bis die Gelegenheit günstig war. Beide hatten wir uns von den Aktivitäten der nahen Vergangenheit erholt. Einladend lag die

Treppe vor uns.
Yakup startete als erster. Ich gab ihm Rückendeckung. Er erreichte unangefochten sein Ziel und winkte mir von der Tür her zu.
In den nächsten Sekunden gab mir Yakup Schutz, als ich mit großen Sätzen auf die Tür zustürmte.
Es ging alles glatt.
Der Eingang bestand aus sehr dickem Holz, das an der Vorderseite Schnitzereien zeigte. Es waren sehr viele, zudem gingen sie ineinander über, so daß ich die einzelnen Muster nicht unterscheiden konnte.
Verschlossen war die Tür nicht. Wir benötigten nur Kraft, um sie aufzustoßen.
Ein großer Raum, schon eine Halle, nahm uns auf.
Gleichzeitig empfing uns die Stille einer anderen Welt. Ich wagte nicht, laut aufzutreten.
Schon oft genug hatte ich eine Stille gespürt. Jede war irgendwie anders. Ich kannte eine unheimliche Stille, auch eine bedrohende wie die Ruhe vor dem Sturm, diese hier hatte mit den beiden Vergleichen überhaupt nichts zu tun.
Sie war fühlbar und gleichzeitig ehrfurchtsvoll. Ich spürte mit jeder Faser meines Körpers, daß ich ein Reich betreten hatte, in das ich als Fremder einfach nicht hineingehörte.
Die Halle lag in einem geheimnisvollen Zwielicht. Auf den ersten Blick hin wirkte sie leer. Menschen sah ich keine. Nur eine schlichte Bank. Sie stand vor einer großen Buddhafigur aus Holz. Man konnte auf der Bank knien und beten.
Yakup schritt auf die Figur zu. Als er sie erreicht hatte, schüttelte er den Kopf. Gleichzeitig vernahm ich seinen geflüsterten Kommentar.
»Man hat sie zerstört.«
Auch ich sah sie mir an. Ein Schwert hatte ihr den Schädel gespalten.
»Sie war sehr alt und wertvoll«, bemerkte er. »Ein Andenken, aber jetzt ist es…« Er sprach nicht mehr weiter und schüttelte den Kopf.
»Ich habe hier oft meditiert. In der Stille lag das Reden…«
Seine Stimme verging. Wir sahen keinen Menschen. Die hier lebenden Mönche schienen das Kloster entweder verlassen zu haben oder waren getötet worden.
An letzteres wollte ich einfach nicht glauben.
Zum Nebenraum gab es einen offenen Durchgang. Wir waren sehr auf der Hut, als wir ihn passierten, und gelangten ebenfalls in eine Halle.
Von den Ausmaßen her war sie kleiner als die erste. Auf dem Boden standen zahlreiche Sitzkissen. Sie bildeten einen Kreis, in dessen Mitte ich eine Schale erkannte. Sie besaß auch einen Inhalt.
Für mich war es nicht zu identifizieren. Man hatte hier etwas verbrannt, und Asche war zurückgeblieben.

Meine Blicke streiften durch jeden Winkel des Raumes und erfaßten auch die nach oben führende, geländerlose Treppe. Es waren glatte Steinstufen. In halber Höhe entdeckte ich einen Umriß.

Rasch ging ich näher, hörte Yakups Schritte hinter mir, und wir entdeckten das Schreckliche fast zugleich.

Auf der Treppe lag ein Körper.

»Nein!« hauchte Yakup, »nicht schon wieder...«

Ich ließ ihn stehen, lief die Stufen hoch und kniete neben dem Mann nieder.

Blutgeruch stieg in meine Nase. Von mehreren Stichen war der Mann getroffen worden. Er trug ein graues Gewand, das zahlreiche dunkle Flecken zeigte.

Ich wollte mich schon abwenden, als ich das Zucken seiner Augendeckel sah.

Der Mann lebte.

»Yakup!« zischte ich. »Er ist nicht tot!«

Blitzschnell war Yakup neben mir. Er sah meinen ausgestreckten, nach unten weisenden Zeigefinger und ließ sich auf die Knie fallen, während ich ihm Platz schuf.

In beide Hände nahm er den Kopf des Schwerverletzten und redete mit dem Mann. Er sprach ihn mit Namen an, ich habe ihn aber vergessen und schaute nur zu, wie er sich bemühte.

Yakup hatte Glück.

Der Mann wollte reden.

Es waren Worte, die ich nicht verstand. Stockend gesprochen.

Voller Angst und durch ein Hüsteln unterbrochen.

Der junge Türke fragte weiter. Leider bekam er keine Antworten mehr. Während er noch das Gesicht des anderen hielt, starb dieser.

Für einen Moment blieb Yakup noch sitzen. Er senkte den Kopf und schüttelte ihn.

»Komm zu mir«, bat ich ihn.

Er stemmte sich hoch. Seine Bewegungen wirkten schwerfällig und müde.

»Er ist gestorben«, flüsterte Yakup.

»Und was sagte er?«

»So gut wie nichts und dennoch genug. Ninja haben das Kloster überfallen und die Mönche überwältigt.«

»Sind sie alle tot?«

»Zum Glück nicht. Zu und die meisten seiner Brüder sind in einem Kerker gefangen.«

»Was wollten die anderen hier?«

Yakup lachte bitter. »Kannst du dir das nicht vorstellen? Sie brauchen für Shimada eine Heimstätte. Sie haben sich ihm verschworen. Es sind Menschen. In Japan gehörten sie den Yakuza-Killern an, einer

mafiaähnlichen Organisation, die sich durch alle Schichten der Bevölkerung zieht. Man trifft sie bei den Reichen ebenso wie bei den Mittellosen.«

»Und die halten das Kloster jetzt besetzt?«

»So sieht es aus.«

»Dann frage ich mich, wo wir sie finden können?«

Da lächelte Yakup. »Wenn du durch den Boden schauen könntest, würdest du sie vielleicht sehen. In den alten Felsenkellern des Klosters werden sie alles vorbereiten, um Shimada einen würdigen Empfang zu bereiten. Wahrscheinlich werden sie die restlichen Mönche opfern, um Shimada ihre Gunst zu beweisen.«

»Wahrscheinlich sind es zu viele für uns«, bemerkte ich.

»Das befürchte ich auch. Sollen wir zurück?«

Ich zögerte mit einer Antwort. »Denk an den Wagen. Wir können nicht mehr fahren.«

»Und wenn wir zu Fuß gehen, haben Sie meine Freunde mittlerweile getötet.«

»Das kann passieren.«

Wir beide wußten wirklich nicht, wie wir uns verhalten sollten.

Wenn wir in die Tiefe stiegen, glich das fast schon einem Selbstmord. Aber konnten wir die Mönche im Stich lassen?

»Wo befindet sich der Zugang zu den Kavernen?«

»Ich zeige ihn dir.« Yakup wollte vorgehen, ich hielt ihn fest, denn mir war noch etwas eingefallen.

»Hier gibt es nicht zufällig ein Telefon?«

»Wo denkst du hin, mein Freund.«

»Es hätte ja sein können.« Ich war ziemlich ratlos und auch deprimiert.

Mit dieser Wende hatte ich nicht gerechnet. Wenn ich es vorher gewußt hätte, wäre unser Plan sicherlich ganz anders ausgefallen als jetzt.

So aber marschierten Suko und ich getrennt. Ob wir allerdings vereint zuschlagen konnten, stand in den Sternen.

»Laß es uns dennoch versuchen. Ich führe dich.« Yakups Worte hatten mich überzeugt.

Wir verließen den Raum durch eine Tür, die unter der Treppe lag und kaum zu sehen war. Dabei mußte ich mich bücken, als ich über die Schwelle treten wollte.

Wieder lag ein anderes Zimmer vor uns. Es ähnelte schon einem Verlies. Die Mauern waren nicht geputzt. Wir sahen die dicken Quader, die dort, wo sie aufeinanderlagen, grünlich schimmerten. Kein Fenster gab Licht.

Und hier sollte der Zugang zum Keller sein?

Ich sah nichts.

Yakup Yalcinkaya schob sich an mir vorbei, ging noch zwei Schritte, blieb stehen und bückte sich. Er stand direkt vor der Wand.

Dort hatte er einen Kontakt betätigt. Jedenfalls begann ein Mechanismus zu arbeiten.

Die Wand öffnete sich.

Damit hätte ich eigentlich rechnen können. Viele dieser Bauten bargen Geheimnisse, da machte auch das Kloster hier keine Ausnahme.

Sehr langsam trat ich näher, während Yakup auf einen Korb deutete, der wie ein Eimer am Brunnen über einem Schacht hing.

»Da müssen wir runter«, erklärte er.

»Mit dem Korb?«

»Ja.«

Ich war nicht überzeugt. »Und wie funktioniert das?« wollte ich wissen.

»Durch eine Handkurbel. Ich schaffe das schon. Das habe ich öfter machen müssen.«

»Gibt es keinen anderen Ausgang?«

»Schon, aber den kenne ich nicht.«

Wenn ich ehrlich war, gefiel mir das alles nicht sehr. Aber was sollte ich machen? Ich hatte einmal in den sauren Apfel gebissen und mußte ihn auch essen.

Yakup stieg als erster in den Korb. Ich schaute mir noch die Seile an, die über eine Rolle liefen. Es war das Uhrwerk-Prinzip. Wir stellten praktisch eine Hälfte der Gewichte dar. Da brauchte nur jemand zu kommen und das Seil zu kappen, schon machten wir eine Reise ohne Rückkehr.

»Weshalb zögerst du?« fragte mich der junge Türke.

»Wohl ist mir nicht.«

Yakups Gesicht schimmerte hell. »Mir auch nicht«, gab er zu.

»Aber was sollen wir sonst machen?«

Da hatte er recht. »Okay, einsteigen!«

Als ich in den Korb kletterte, spürte ich sein Zittern und Schwanken.

Ich kam mir vor wie jemand, der zum erstenmal eine Ballonfahrt unternimmt.

Yakup hatte schon das Seil gepackt. Er zog ein paarmal daran, löste ein Gegengewicht aus und gab anschließend immer mehr Seil nach, so daß sich der Korb allmählich in Bewegung setzte und der stockdunklen und unbekannten Tiefe entgegenfuhr.

Ich spürte einen unangenehmen Druck im Magen, schaute auch in die Höhe und sah das Rechteck des Schachts immer schwächer werden. Es verschwand allmählich, während wir uns immer weiter entfernten.

Yakup arbeitete zügig. Man merkte ihm an, daß er dies schon öfter

getan hatte.

Er sprach nicht. Nur seinen Atem hörte ich, wobei er selbst neben mir wie ein Schatten wirkte, der sich stets gleich bewegte. Die Arme hoch, dann ziehen…

Ohne Pause arbeitete er.

Wie viele Meter wir zurückgelegt hatten, konnte ich nicht sagen.

Auch nicht, wann der Schacht zu Ende war. Zudem traute ich mich nicht, meine kleine Lampe anzuzünden, da wir sonst ein noch besseres Ziel abgegeben hätten.

Irgendwann hat jede Reise einmal ihr Ende. Auch diese hier. Yakup warnte mich schon vor.

»Es ist gleich soweit.«

Kaum hatte er die Worte gesprochen, als ich unter dem Boden des Korbs Widerstand spürte.

Wir standen!

Ich atmete zum erstenmal seit dieser Reise auf.

Yakup kletterte bereits nach draußen. »Komm!« hauchte er. »Hier unten kenne ich mich aus. Ich weiß, wo die Fackeln sind.«

Das war auch nötig, denn uns umschloß eine Finsternis, in der wir nicht die Hand vor Augen sahen.

Unwillkürlich duckte ich mich. So etwas wie Todesahnungen überkamen mich, zum Glück konnte ich sie zurückdrängen.

Ich hörte Yakups Schritte. Zuerst kamen sie auf mich zu, sein Körper streifte mich, dann war er vorbei, und das Geräusch der Schritte wurde leiser.

Ich vertraute meinem Begleiter. Er hatte mich bisher nicht im Stich gelassen und würde es auch jetzt nicht tun. Einen dumpfen Laut vernahm ich, dann klirrte etwas, und wenig später hörte ich die Schritte.

Yakup kam zurück.

»Deine Lampe!« zischte er.

Ich hatte sie sicherheitshalber schon hervorgeholt und schaltete sie ein.

Ihr dünner Lichtfinger traf Yakup. Tatsächlich hielt er zwei Pechfackeln fest. Sein Gesicht befand sich zwischen den beiden.

Schweiß glänzte auf der Haut.

»Hast du Feuer?«

»Ja.«

»Wir können die Fackeln auch als Waffen nehmen«, erklärte er, während ich mein Feuerzeug hervorholte, es anknipste und das Pech am oberen Ende des Stabs anzündete.

Jakup nickte dabei. Er entfachte die zweite an der ersten Fackel und übergab mir eine.

»Ich gehe vor.«

Das war keine Frage.

Wir drehten uns zur Seite. Nur allmählich erkannte ich, wo wir gelandet waren. In einem unterirdischen Raum, von dem mehrere Gänge abzweigten. Eine für mich angenehme Kühle hatte die Hitze der Oberwelt abgelöst. Sogar ein Schauer rann über meine Haut.

Sehr vorsichtig gingen wir weiter. Yakup betrat den breitesten Gang.

»Wohin führt er?« hauchte ich.

»Ins Heiligtum.«

»Wie bitte?«

»Ja, in den Raum, wo die Mönche ihre Toten aufbahren und darauf hoffen, daß die Geister ihrer Verstorbenen ihre Gedanken beflügelten. Du wirst sie sehen. Erschrick nicht.«

Ich war zum Glück einiges gewohnt und blieb Yakup auf den Fersen.

Der Widerschein unserer Fackeln geisterte als schattenhafte Wellen über die Wände. Sie waren kahl. Keine Zeichnungen, kein Muster, völlig leer und blank.

Ich hatte schon längst die hier unten lauernde unheimliche Atmosphäre gespürt.

Die Mönche, die in dem Kloster lebten, standen auf unserer Seite, aber die anderen, die das Kloster gestürmt und besetzt hatten, dienten dem Bösen.

Und das war zu spüren.

Der Odem eines mächtigen Dämons durchwehte die Gänge und Verliese. Ich glaubte ihn zu spüren. Überall am Körper schienen seine Hände zu sein, berührten, tippten an, glitten hinweg und auch vorbei.

Die Kälte des Todes erwartete uns.

Hatte nicht mein neuer Freund von den aufbewahrten Leichen gesprochen? Ich merkte sie.

Yakup blieb stehen. Über sein Gesicht tanzte der Widerschein des Feuers. Die Haut sah aus, wie mit dunkelrotem Ziegellack bestrichen.

»Es sind nur noch wenige Schritte, dann erreichen wir die große Halle der Weisheit.«

»Wie das?«

»Sie ist von den Mönchen so genannt worden. Meine Lehrmeister zogen sich oft tagelang dorthin zurück, um sich in Gebeten und Meditationen zu ergehen.«

»Und die Verstorbenen?«

»Ihr Geist hat die Mauern getränkt«, wisperte Yakup. »Du bist der erste Fremde, der sie überhaupt zu Gesicht bekommt. Noch einmal. Erschrick bitte nicht.«

»Keine Sorge, das geht schon klar.«

Wir legten die letzten Schritte zurück und erreichten unser Ziel. Es war gut, daß mich Yakup zuvor gewarnt hatte, denn ich bekam etwas zu sehen, woran ich nicht einmal im Traum gedacht hatte.

Gerechnet hatte ich mit Särgen, in denen man die Toten aufbewahrte.

Die waren aber woanders hingelegt worden. Vielleicht mußte man tatsächlich zu den Mönchen gehören und deren Lehren vertreten, um dies begreifen zu können.

Ich konnte nur staunen.

Wir hatten den Gang hinter uns gelassen und standen in einer großen unterirdischen Felsenhalle, deren Ausmaße ich nur schätzen konnte.

Primär und bedeutend für uns war nur eines.

Der Totenbaum!

Er wuchs in der Mitte der Felsenhalle in die Höhe, war aber kein normaler Baum, sondern ein aus Holz hergestellter und lackierter.

Er besaß Zweige und Äste. Nur keine Blätter.

Dafür lagen in ihm die Toten.

Ich sah sie in Astgabeln liegen. Manchmal nur bleiche Gerippe, andere wieder waren noch frisch und befanden sich in der ersten Stufe des Verwesungsvorgangs.

Wieder andere sahen grauenvoll aus. Zählen wollte ich sie nicht.

Es waren aber ziemlich viele. Man konnte den Baum praktisch als gefüllt bezeichnen.

»Das sind die Verstorbenen, deren Geister aus dem Nirwana zu uns herabschauen«, hauchte Yakup. »Ich habe mitgeholfen, einen zu begraben. Es war feierlich und schrecklich zugleich.«

Das konnte ich mir gut vorstellen. Ein paar Schritte ging ich auf den seltsamen Totenbaum zu. Meinen rechten Arm hatte ich erhoben. Das Licht der Fackel wurde ebenfalls in die Höhe geschleudert und tanzte zuckend über die Äste, Zweige und toten Gestalten innerhalb des Baumes. Im Widerschein wirkte mancher Schädel wie mit Blut gefüllt.

Auch in den leeren Augenhöhlen nistete das flackernde Feuer.

Meine Kehle war mir eng geworden, als ich unter dem Baum stehenblieb. Ich spürte den Druck und versuchte, etwas von der Atmosphäre mitzubekommen, von der Yakup gesprochen hatte.

Sie prallte an mir ab.

Ich merkte nur, daß ich inmitten einer feindlichen Umwelt stand und dachte wieder an die Ninja, die das Kloster überfallen hatten.

Bisher hatten wir von ihnen innerhalb des Komplexes noch nichts gesehen.

Gewaltsam riß ich mich vom Anblick des Totenbaumes los und wandte mich wieder an meinen Begleiter.

»Wo können die anderen stecken?«

Yakup hielt die Fackel in der rechten Hand. Jetzt duckte er sich und vollführte mit der anderen, der freien, eine kreisende Bewegung.

»Überall«, hauchte er, »Dann hätten wir sie sehen müssen.«

»Nein«, gab er leise zurück. »In der Felswand existieren Nischen. Sie

eignen sich als Verstecke.«
»Und wo finden wir deine Lehrmeister?«
»Das Verlies liegt noch woanders.«
»Dann führe mich hin.«
»Später.«
Damit war ich nun gar nicht einverstanden. »Wieso das? Ich dachte, wir wollten sie…«
»Erst die Ninja.«
»Sehr richtig, mein Lieber!«
Die Stimme dröhnte plötzlich durch die Felsenhalle. Sie besaß zwar einen geisterhaften Klang, nur hatte kein Geist gesprochen, sondern ein Mensch, den wir vor wenigen Stunden erst kennengelernt hatten. Da hatte er in einem Lokal gesessen.
Jetzt war er hier, der Mr. Oziko!
Ich hatte ihn gehört, aber nicht gesehen. Noch in das Echo seiner ersten Worte schwang sein Lachen hinein. Es klang hämisch und genau so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Dieser Mann würde dafür sorgen, daß wir diese Halle nicht mehr lebend verließen.
Wie Idioten waren wir in die Falle getappt. Und ich hatte noch auf Yakup gehört. Hätte ich das nur nicht getan. Er war noch zu jung, um einen Überblick zu haben. Außerdem dachte er nur an seine Rache. Das hatte einfach nicht gutgehen können.
Ich warf ihm einen enttäuschten und gleichzeitig wütenden Blick zu, den er auch verstand und als Reaktion nur mehr die Schultern hob. Was sollte er auch anders machen? Er hing ja mit drin.
John, du hast miese Karten! Diesen Satz sagte ich zu mir selbst.
Daran ändern konnte ich nichts.
Oziko kostete die Lage aus. Wieder hallten uns seine Worte entgegen.
Es war eine Begrüßungsansprache, zu der er angesetzt hatte. »Ich begrüße euch im Tempel der Weisheit, der gleichzeitig zu eurem Sterbebett wird. Das habe ich Shimada versprochen. Und ich wußte auch, daß ihr den Weg hierher finden würdet. Die Spuren waren gelegt. Auch eine kleine Ablenkung draußen konnte euch nicht aufhalten. Es lief wirklich alles so, wie ich es erwartet habe. Shimada wird mir dankbar sein.«… sein … sein …
So hallte sein letztes Wort nach.
Bisher hatte ich von Shimada nichts gesehen. Automatisch stellte sich die Frage, ob er überhaupt in der Nähe lauerte oder alles nur ein Spukbild gewesen war.
Die Ninja waren keines.
Zunächst hörte ich nur ihre Schritte. Sie gingen langsam, manchmal auch schleifend, aber ungemein gleichmäßig, so daß der Takt blieb, der sich für uns anhörte wie ein Todesrhythmus.
Yakup Yalcinkaya hatte mir von Nischen in den Wänden erzählt.

Bisher hatte ich sie nicht gesehen, bekam sie auch jetzt nicht zu Gesicht, aber ich sah die Ninja. Sie mußten in den Nischen gelauert haben, die sie nun verließen.

Während sie gingen und ich von ihnen nur Schatten sah, hörte ich die zischenden Geräusche.

Fast zur selben Zeit loderten Fackeln auf.

Eine faszinierende und gleichzeitig unheimliche Szenerie hüllte uns ein. Mir kam es vor, als hätte ein Regisseur dieses Spiel genau einstudiert. Das rotgelbe Licht der Fackeln drängte die Düsternis zurück und erfüllte die unterirdische Halle.

Es zuckte, es tanzte und ließ den Totenbaum noch schauriger erscheinen, als er ohnehin schon war.

Ein makabres, mit Leichen gefülltes Gebilde.

Ich mußte einfach hinschauen und erkannte die dort Bestatteten jetzt besser.

Manche waren verrutscht. Sie lagen zwar noch in den dafür vorgesehenen Astgabeln, doch ihre Haltung hatte sich auf so eine Art und Weise verändert, daß ihre Arme oder auch Beine nach unten hingen und mich an zu Eis erstarrte Skelettknochen erinnerten.

Diese Höhle war vom Grauen erfüllt.

Ich schluckte ein paarmal. Es fiel mir schwer, mich auf die Ninja zu konzentrieren, aber ich wollte sie ansehen.

Auch jetzt, wo sie vom Licht der Fackeln umgeistert wurden, wirkten sie wie Gespenster. Von ihren Gesichtern sah ich kaum etwas, da die untere Hälfte durch Tücher verdeckt worden war. Darüber schimmerten die Augen. In ihren Pupillen brach sich das Fackellicht. Obwohl sie die brennenden Pechfackeln hielten, hatten sie noch ihre Waffen gezogen.

Lange Schwerter mit schmalen, ungemein scharfen Klingen, die im tanzenden Schein seltsam geformt aussahen und dann wieder wie mit Blut getränkt.

Yakup war näher an mich herangetreten. Ich hörte ihn scharf atmen.

Auch ihn belastete dieser Vorgang. Zudem mußte er wissen, daß er uns praktisch in diese Falle geführt hatte.

Einen Ausweg sah ich nicht.

Okay, ich hätte meine Beretta ziehen und schießen können. Einige Ninja hätten die lange Reise mitgemacht, doch gegen die große Übermacht hatten wir nicht die Spur einer Chance. Sie würden über uns herfallen wie eine tödliche, alles vernichtende Woge aus Leibern und Waffen.

Und dann kam Oziko!

Er war mit keinem Schwert bewaffnet. In seiner rechten Hand hielt er einen Revolver. Die Mündung deutete zwischen Yakup und mich.

Umgezogen hatte er sich nicht. Der elegante Anzug paßte nicht in die

Szenerie. Das störte ihn überhaupt nicht. Sein Gesicht blieb ebenfalls unbewegt. Die Ränder seiner Goldrandbrille blitzten.

Zusammen mit seinen Schergen blieb er stehen. Den Kreis hatten sie ziemlich eng gezogen. Sie waren sich ihrer Sache so sicher, daß sie uns nicht einmal entwaffneten.

Oziko begann zu reden. »Ich will Ihnen etwas sagen, Sinclair. Ein altes Sprichwort lautet, daß derjenige, der die Kreise der Yakuza stört, getötet wird. Danach habe ich immer gehandelt, danach werde ich handeln. Mir ist es gelungen, in meiner Heimat die Ninja zu finden, die bereit sind, dem großen Shimada zu dienen. Ich habe lange gesucht, als ich hörte, daß Shimada, die lebende Legende, wieder zurückkehrte. Ich wollte schon früher mit ihm Kontakt aufnehmen, doch du kamst dazwischen. Er hat den Fächer, er ist unbesiegbar, und ich werde dafür sorgen, daß niemand die Waffe findet, mit der er besiegt werden kann. Auch ihr beide nicht. Shimada und seine untoten Ninja werden die Herrschaft übernehmen. Von uns bekommen sie gleichzeitig Unterstützung, und so wird etwas eintreten, das es bisher noch nie gegeben hat. Ninja und Zombie-Ninja kämpfen Seite an Seite. Das hat Shimada geschafft. Kannst du mir jetzt denjenigen nennen, der diese Armee aufhalten will?«

Das konnte ich nicht.

Da ich stumm blieb, begann Oziko zu lachen. »Da siehst du es. Du schaffst es auch nicht, obwohl man dich Geisterjäger nennt, wie ich inzwischen erfahren habe. Aber genug geredet. Bisher war alles Theorie. Du wirst doch sicherlich den sehen wollen, von dem die ganze Zeit über die Rede war. Oder nicht?«

»Komm zur Sache«, forderte ich ihn auf.

»Gern, mein Lieber, gern.«

Neben mir hauchte Yakup einige Worte, die ich zwar verstand, aber nicht begriff. »Egal, was geschieht, John, bleib ganz ruhig. Wir spielen mit hohem Risiko…«

Unsinn, was er da sagte.

Ich wurde abgelenkt, denn jenseits des Totenbaumes wuchs plötzlich eine geisterhafte Gestalt in die Höhe.

Ein Alptraum, Reinkarnation des Grauens.

Shimada, die lebende Legende!

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 186 »Die Blutorgel«